



Augsburger Universitätsreden 50

Heiratsverhalten und Partnerwahl im Einwanderungskontext

**Ansprachen und Materialien
zum Augsburger Wissenschaftspreis
für Interkulturelle Studien 2002**

**Mit einem Festvortrag von Michael von Brück
zum Thema „Kulturen im Kampf oder im Dialog?“**

Augsburger Universitätsreden 50

Herausgegeben vom Rektor der Universität Augsburg

ISSN 0939-7604



Heiratsverhalten und Partnerwahl im Einwanderungskontext: Eheschließungen der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft

Ansprachen und Materialien
zur Verleihung des
Augsburger Wissenschaftspreises
für Interkulturelle Studien 2002 an
Dr. Gaby Straßburger

mit einem Festvortrag
von Prof. Dr. Michael von Brück:
Kulturen im Kampf oder im Dialog?

Bei der Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises 2002
am 14. Mai 2002 im Goldenen Saal des Augsburger Rathauses
v. l.: Oberbürgermeister Dr. Paul Wengert,
die Laudatorin Prof. Dr. Leonie Herwartz-Emden,
die Preisträgerin Dr. Gaby Straßburger und
der Preisstifter und FILL-Vorsitzende Helmut Hartmann

Augsburg 2003

INHALTSVERZEICHNIS

VORWORT des 1. Vorsitzenden des Forums Interkulturelles Leben und Lernen (FILL) e.V., Helmut Hartmann	7
GRUSSWORT des Oberbürgermeisters der Stadt Augsburg, Dr. Paul Wengert	9
LAUDATIO AUF DIE PREISTRÄGERIN von Prof. Dr. Leonie Herwartz-Emden	15
EIN ZEICHEN DER INTEGRATION, KEIN ZEICHEN DER TRENNUNG Ansprache der Preisträgerin Dr. Gaby Straßburger	25
HEIRATSVERHALTEN UND PARTNERWAHL IM EINWANDERUNGSKONTEXT Eine Zusammenfassung der mit dem Augsburger Wissenschaftspreis für Interkulturelle Studien 2002 ausgezeichneten Studie	37
KULTUREN IM KAMPF ODER IM DIALOG? Festvortrag von Prof. Dr. Michael von Brück	52
DIE PREISTRÄGERIN 2002	67
BEWERBUNGEN 2002	68

VORWORT

HELMUT HARTMANN

1. VORSITZENDER DES

FORUMS INTERKULTURELLES LEBEN UND LERNEN E.V.

Am 14. Mai 2002 haben wir zum fünften Mal den „Augsburger Wissenschaftspreis für Interkulturelle Studien“ verliehen. Er ging diesmal an die Orientalistin Dr. Gaby Straßburger. Ausgezeichnet wurde sie für ihre Dissertation zum Thema „Heiratsverhalten und Partnerwahl im Einwanderungskontext: Eheschließungen der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft“, mit der sie an der Universität Osnabrück promoviert hat.

Unter Leitung von Prof. Dr. Dr. h. c. mult. Wolfgang Frühwald hat die Jury – deren Mitgliedern ich hier einmal mehr herzlich für ihr Engagement zugunsten dieses Wissenschaftspreises und der mit ihm verbundenen Anliegen herzlich danken darf – diese Studie aus insgesamt 28 Bewerbungen von 21 Hochschulen aus dem gesamten Bundesgebiet ausgewählt.

Wegen der großen Zahl preiswürdiger Arbeiten hat die Jury beschlossen, im Jahr 2002 auch drei weiteren Arbeiten Anerkennung auszusprechen, die sie in die engste Auswahl gezogen hatte. Es sind dies die sozialetische Arbeit von P. Jörg Alt S. J. über das gerne verdrängte Thema „Verantwortung des Staates für ‘illegale’ Migrantinnen“, weiterhin die sehr praxisnahe medizinethische Dissertation von Dr. Dr. Ilhan Ilkic über „Medizinische Aspekte des muslimischen Krankheitsverständnisses in einer wertpluralen Gesellschaft“ und schließlich die Studie von Christine Köhl über „Strategien der Interkulturellen Kulturarbeit“, in der Künstlerinnen, Künstler und andere Kulturschaffende aus der Migrationsbevölkerung zu Wort kommen.

Ein besonderer Dank gilt diesmal Herrn Dr. Paul Wengert, dem neuen Oberbürgermeister der Stadt Augsburg: Nur wenige Tage

nach seinem Amtsantritt hat er die Gelegenheit wahrgenommen, am 14. Mai 2002 als neuer Hausherr im Goldenen Saal des Augsburger Rathauses die Kontinuität zu dokumentieren, in der die Stadt Augsburg als Partner der Universität Augsburg und des Forums Interkulturelles Leben und Lernen e. V. den Augsburger Wissenschaftspreis für Interkulturelle Studien weiter mittragen wird. Ebenso herzlich gedankt sei Herrn Dr. Wengerts Vorgänger im Amte des Augsburger Oberbürgermeisters, Herrn Dr. Peter Menacher: Er hat 1997 die Idee, diesen Wissenschaftspreis als gemeinsames Projekt von Stadt, Universität und FILL ins Leben zu rufen, begeistert aufgegriffen; er hat mit die Grundlagen für die Erfolgsgeschichte dieses Preises geschaffen.

Erfolgsgeschichte? Dieser Band der „Augsburger Universitätsreden“ mit der Dokumentation der Preisverleihung 2002 erscheint, kurz bevor am 13. Mai 2003 der Augsburger Wissenschaftspreis für Interkulturelle Studien zum sechsten Mal verliehen wird, und zwar an die gebürtige Iranerin Dr. Azra Pourgholam-Ernst (Dortmund). In der Berichterstattung der Medien über die Preisträgerin 2003 wurde unser Preis mehrfach als der in Deutschland mittlerweile bedeutendste auf dem Gebiet der interkulturellen Forschung bezeichnet. Wir selbst hätten uns das so selbstverständlich nicht zu sagen gewagt, aber wenn andere das tun, freuen wir uns natürlich und empfinden dies als Verpflichtung, weiterhin nach Kräften unseren Beitrag dazu zu leisten, dass junge qualifizierte Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler motiviert werden, Beiträge zu liefern, die unseren Weg in die Offene Gesellschaft ebnen helfen.

Ich schließe mit einem weiteren Dank. Er geht an Professor Michael von Brück. Sein Vortrag „Kulturen im Kampf oder im Dialog?“ bereicherte die Preisverleihung am 14. Mai 2002. Und er bereichert auch diesen Band der „Augsburger Universitätsreden“, dessen Lektüre – so wünsche ich uns – auch Sie bereichern wird.

GRUSSWORT
OBERBÜRGERMEISTER
DR. PAUL WENGERT

Sehr geehrter Herr Vorsitzender,
sehr geehrte Damen und Herren Abgeordnete,
Bezirks- und Stadträte,
sehr verehrte Ehrengäste
sehr geehrte Damen und Herren!

Zum fünften Mal wird heute der Augsburger Wissenschaftspreis für Interkulturelle Studien verliehen. Zu diesem festlichen Anlass heiße ich Sie alle herzlich im Goldenen Saal unseres Rathauses willkommen.

Gestiftet wird dieser Preis vom Verein Forum Interkulturelles Leben und Lernen und in Zusammenarbeit mit der Universität Augsburg und der Stadt Augsburg vergeben, mit dem Ziel, die Wissenschaft stärker in die praktischen Bemühungen dieses Vereins für die Wahrnehmung der interkulturellen Wirklichkeiten unserer Gesellschaft einzubinden.

Ich begrüße die Mitglieder dieses Forums, namentlich dessen ersten Vorsitzenden und Stifter des Preises, Herrn Helmut Hartmann. Gleichzeitig danke ich allen Mitgliedern des Forums für ihr engagiertes Wirken und ihr intensives Bemühen, einander besser verstehen zu lernen.

Als Laudatorin und Vertreterin der Jury, die über die Preisvergabe zu entscheiden hat - und der selbstverständlich auch Herr Hartmann angehört -, begrüße ich Frau Professor Dr. Leonie Herwartz-Emden.

Als obersten Repräsentanten der Universität und stellvertretend für alle wissenschaftlichen Einrichtungen gilt mein Gruß Herrn Prorektor Professor Dr. Scheerer.

Ich begrüße Herrn Professor Dr. Michael von Brück, auf dessen Festvortrag „Kulturen im Kampf oder im Dialog?“ wir uns freuen dürfen.

Einen ganz besonderen Gruß, verbunden mit meinem herzlichen Glückwunsch, entbiete ich der diesjährigen Preisträgerin, Frau Dr. Gaby Straßburger.

Eine namentliche Begrüßung aller der prominenten Gäste würde den Rahmen meiner einleitenden Worte sprengen.

So begrüße ich die Damen und Herren aus der Wirtschaft, die Vertreter aller christlichen Kirchen und der muslimischen Gemeinden und Vereine sowie die Repräsentanten der Vereine und Gesellschaften, die sich der Zusammenarbeit der unterschiedlichen Glaubensgemeinschaften widmen.

Mein Willkommensgruß gilt den Präsidenten und Leitern der Justizbehörden, der Polizei, der Bundeswehr, der IHK und der HwK, der Kreishandwerkerschaft und der Banken,

den Damen und Herren Präsidenten, Direktoren, Geschäftsführern, Vorständen und Personalräten unserer kommunalen Zweckverbände und den Vorständen, Chefärzten und ärztlichen Direktoren unserer Kliniken.

Ich begrüße die Vertreter der Verbände der freien Wohlfahrtspflege, des Sports, der Kultur, der Heimatpflege, der Gewerkschaften, der Volkshochschule und der Jugendpflege

und grüße, verbunden mit herzlichem Dank, die Sponsoren dieser Preisverleihung, die Stadtparkasse, vertreten durch Herrn Vorstandsvorsitzenden Selmair und die Firma Kahn.

Ein besonders herzlicher Gruß gilt den Bürgerinnen und Bürgern unserer Stadt, die heute Abend hierher gekommen sind.

Ich begrüße die Künstler, die diese Feierstunde musikalisch gestalten, und danke ihnen schon jetzt dafür.

Last but not least gilt mein Gruß den Vertretern der Medien.

Meine sehr verehrten Damen und Herren,

Vorurteile sind das Gegenteil von Urteilen. Sie sind Verurteilungen auf bloßen Verdacht hin. Wer Vorurteile hat, dem fehlt die Kraft - oder der Willen - zu urteilen. Urteilen setzt Kenntnisse, setzt ein Verstehen voraus, ein Eingehen auf Sachverhalte. Die Wissenschaft liefert Fakten, die uns ein Urteil bilden helfen. Deshalb wurde dieser Augsburger Wissenschaftspreis für Interkulturelle Studien ins Leben gerufen, der Arbeiten auszeichnet, die uns bei der Urteilsfindung helfen.

Ich sage bewusst „helfen“. Denn wo immer es um Menschen geht, können Fakten nur den Zugang *erleichtern* und zum eigenen Bemühen um Objektivität *beitragen*. Sie können und sollen solches Bemühen anregen.

Mit dieser Preisverleihung wird die Welt nicht über Nacht heiter. Auch mit unserem Preis zum Augsburger Friedensfest können wir nur Anstöße geben, die greifen müssen. Beide Preise ergänzen einander, erweitern die Thematik, *interkonfessionell* dort, *interkulturell* hier, beide unter dem Namen Augsburg.

Augsburg ist von jeher eine Stadt, in der es Ausländer gibt und in die Ausländer inkorporiert, integriert wurden. Eine Stadt, in der die Frage Ausländer - Inländer zu lösen immer schon im Grunde ad absurdum hätte geführt werden können und geführt werden könnte. Sind die *eigentlichen* Augsburger nun Germanen oder Römer oder Alemannen?

Augsburg will eine weltoffene Stadt sein. Immer schon trafen sich hier die Menschen unterschiedlicher Stämme, nicht zu vergessen die Vertriebenen und Flüchtlinge aus den Ostgebieten und all die Menschen, die hier eine neue Heimat gesucht - und gefunden! - haben. Das Werden und Prosperieren unserer Stadt war immer schon auch von „außen“ bestimmt: weil diese Stadt eine europäische Metropole war und Treffpunkt der Welt.

Einwanderer, Zuwanderer: Augsburg war von Anfang an das, was man heute „multikulturell“ nennt. Europa war immer in Bewegung. Wir sprechen von einer Zeit der Völkerwanderung, in der es im wahrsten Sinne durcheinander ging, bis sich allmählich unsere heutigen Kultureinheiten, die man auch Kultur-Vielheiten nennen könnte, herausbildeten. Augsburg lag im Zentrum dieser Bewegungen, und dies mag nicht zuletzt zur Blüte unserer Stadt beigetragen haben. Weil man sich hier nicht abkapselte, weil man sich mit dem Nachbarn beschäftigte, weil man über den Zaun blickte, Nachrichten von Unbekanntem, Fremdem begierig aufzog - keine Angst vor dem Neuen, Unbekannten, Fremden hatte, das Kennenlernen dieses zunächst Fremden vielmehr als Bereicherung begriff.

Der interkulturelle Dialog ist heute nicht nur wünschenswert. Er ist notwendig für ein Miteinanderleben in Achtung voreinander, in gegenseitigem Verstehen und Verständnis.

Der Begriff „Ausländer“ ist etwas für die Statistik, ebenso wie etwa „Radfahrer“ oder „Fußgänger“.

Nach der neuesten Statistik, Stand 1. Januar 2002, leben in Augsburg 272.620 Menschen, davon 45.020 Ausländer aus über 140 Staaten: In Augsburg ist auf diese Weise die Welt zu Hause! Die Mehrheit unter ihnen sind türkische Mitbürger, nämlich 15.780. Sie machen über ein Drittel der ausländischen Bevölkerung in unserer Stadt aus, und jeder 17. Augsburger ist türkischer Staatsangehöriger. Deshalb schenken wir ihnen besondere Beachtung, aber auch weil sie, im Gegensatz vor allem zu EU-Bürgern, andere konfessionelle und *kulturelle* Traditionen haben - oder wäre uns Kulturlosigkeit, weil anpassungsfähiger, lieber? Gerade die Begegnung mit einer *anderen* kulturellen Tradition gibt uns die Chance zu neuen Erfahrungen. Fremdes ist immer stimulierend. Nutzen wir die - in unserer Stadt so große - Chance, die Begegnung von Kulturen wirklich zu erleben!

Der Augsburger Stadtrat hat bereits im März 1989 einstimmig eine Resolution gefasst, in der er sich einmütig für ein Miteinander und für praktizierte Toleranz ausspricht. Eine Toleranz, die in

Augsburg Heimatrecht hat und wesentlicher Teil der Augsburger Tradition ist, mit der wir leben und der wir uns verpflichtet wissen.

In der Resolution des Stadtrates heißt es abschließend:

„Die Welt ist näher zusammengerückt. Dies ist auch im Alltagsleben in Augsburg spürbar. Im Sinne des europäischen Gedenkens ist die Überwindung des engen nationalstaatlichen Denkens notwendig. Jede nationale Abkapselung ist unrealistisch und gefährdet die soziale, politische und wirtschaftliche Weiterentwicklung auch im kommunalen Bereich. Augsburg ist mit recht stolz auf seine internationalen wirtschaftlichen Kontakte und auf die Ansiedlung international tätiger Firmen. Produkte aus Augsburg werden in die ganze Welt geliefert. Im Gegenzug dazu das internationale Leben in einer Stadt abschotten und begrenzen zu wollen, ist vermessend. Deshalb muss Augsburg eine weltoffene Stadt bleiben.“

Integration ist keine Einbahnstraße. Sie muss von den Zuwanderern und von der aufnehmenden Mehrheitsgesellschaft ebenso und gleichermaßen gewünscht und akzeptiert werden. Dazu muss, wie dies in Augsburg beispielhaft geschieht, der interkulturelle Dialog besonders gefördert werden: Miteinander sprechen, einander verstehen wollen, Achtung voreinander haben. Schulen und Bildungseinrichtungen, Initiativen und Vereine leisten dazu einen wertvollen Beitrag. Vor allem das Forum Interkulturelles Leben und Lernen.

Augsburger haben keine Angst vor Fremdem und vor Fremden, empfinden dieses Andere vielmehr als Bereicherung. Augsburg ist nicht nur die Stadt des Friedensfestes. Friedensfest und Weltoffenheit gehören zusammen. Wir wollen offen sein für Neues, für Unbekanntes, öffnen uns, nicht nur den Menschen, sondern auch den drängenden Fragen, die wir eben nicht *verdrängen*.

Probleme, die es in einer multikulturellen Gesellschaft gibt - einer Gesellschaft also, in der Menschen aus unterschiedlichen Kulturkreisen zusammenleben, wollen wir nicht unter den Teppich kehren, sondern sie erkennen und diskutieren, damit wir von ei-

ner multikulturellen Gesellschaft zu einer interkulturellen Gesellschaft werden, zu einer Gesellschaft, in dem die unterschiedlichen Kulturen sich gegenseitig austauschen und sich dadurch gegenseitig beleben und bereichern. Wir müssen einander besser kennen lernen, um den anderen verstehen und uns ihm verständlich machen zu können. Dazu trägt sicher auch die Dissertation unserer diesjährigen Preisträgerin bei.

Ich danke Ihnen allen, dem Forum Interkulturelles Leben und Lernen, der Jury, den Wissenschaftlern, die sich mit dieser Thematik beschäftigen, der Preisträgerin und Ihnen allen, meine Damen und Herren, die Sie durch Ihre Anwesenheit ein Signal geben für ein einverständliches bewusstes Miteinander.

LAUDATIO AUF DIE PREISTRÄGERIN

PROF. DR. LEONIE HERWARTZ-EMDEN

Einwanderung, Migration und Integration sind gegenwärtig tägliches Thema in der bundesrepublikanischen Medienlandschaft. In einem neueren Artikel des Magazins der Spiegel (10/2002) heißt es: *Mitten in Deutschland leben Millionen von Immigranten in blickdichten Parallelwelten. Ich zitiere... „(denn) 40 Jahre nach der ersten Gastarbeiterwelle haben sich im Land erschreckende Parallelwelten gebildet, bevölkert von Menschen, die mit dieser Republik nichts zu tun haben oder gar nichts zu tun haben wollen.“* Bedeutungsvoll ist in dieser Definition von Parallelwelten die Aussage, dass Menschen mit dieser Republik nichts zu tun haben oder gar nichts zu tun haben wollen ... Im weiteren Verlauf der Beschreibung beziehen sich die Autoren insbesondere auf türkische Migranten, die als das größte Potenzial für eine Parallelgesellschaft angesehen werden (vgl. Der Spiegel, S. 46), es fällt der Begriff des Ghettos: ich zitiere ... *„und in den Ghettos den überwiegend türkischen Siedlungen und Stadtteilen in denen auch heute noch 18% aller Türken im Land leben, lief es besonders schlecht. So sehr, dass sich der Duisburger Stadtdirektor Jürgen Brandt sorgt, ihm könnten ganze Stadtteile abhanden kommen“* (ebd., 46). Unmittelbar darauf wird die Situation in Berlin zitiert: *„In Kreuzberg sprechen 63% der Ausländerkinder bei der Einschulung fast kein Wort Deutsch, bei den Türken sogar 4 von 5 Kindern nicht.“*

Die Ausführungen, die scheinbar wissenschaftlich klingen, werden gekrönt durch die Erklärung der Misere, einer - vermeintlichen - Ursache: *„Noch immer sucht sich fast jeder zweite Berliner Türke seine Frau im Land der Väter, weil Bräute aus Anatolien den Ruf genießen, vom Westen noch nicht verdorben zu sein. Meistens spricht die Frau kein Deutsch. Da sie deshalb zu Hause ist, behält sie auch die Kinder im Haus, und während die Mutter den Haushalt macht, sitzen die Knirpse vor dem Fernseher – gefüttert mit Türk-TV aus der Satellitenschüssel.“*

Diese „Erklärung“ für die geringen Deutschkenntnisse ausländischer, hier speziell türkischer Kinder aus Zuwandererfamilien, führt uns in das Thema der heutigen Preisverleihung auf sehr spektakuläre Weise ein: Wir werden mit diesem Artikel mit allen in Deutschland vorhandenen Stereotypen und ausgrenzenden Vorurteilen über Zuwanderer beispielhaft konfrontiert. Schlimmer kann das Szenario über die gegenwärtige Situation der zugewanderten Bevölkerung kaum gezeichnet werden. Mit den Stichworten *Parallelwelten*, *Ghettosituation*, *die Rückseite der Republik* (so die Überschrift des Artikels, ebd., S. 36), und der Formulierung: dass *Menschen über die Heiratsschiene nach Deutschland importiert werden*, die ebenfalls wiederum kein Deutsch sprechen, fällt auch der Blick in die Zukunft der aufwachsenden Kinder in diesen Familien düster aus.

Gegenüber diesem Szenario der Medienlandschaften sehen die Informationen und Ergebnisse der Migrationsforschung doch ganz anders aus. Was kann dem entgegengehalten werden?

Vorausgeschickt werden muss zunächst: Das Thema Heirat führt zu der Frage nach familiären Rechten. Aus dem Recht auf selbstbestimmte Eheschließung ergibt sich immer auch das Recht der in Deutschland lebenden Minoritäten, sich einen Ehepartner außerhalb der Landesgrenzen zu wählen. Aus dem Recht auf Leben in gemeinsamen Familienhaushalten folgt das Recht auf Familienzusammenführung. Auf dem Recht auf selbstbestimmte Familiengründung gründet sich das Recht auf binationale Elternschaft, was möglicherweise - in Verbindung mit dem Kindesrecht auf Umgang mit seinen leiblichen Eltern - zu aufenthaltsrechtlichen Konsequenzen führt. Politische Überlegungen zu Menschen und Familien ausländischer Herkunft in Deutschland verlieren zunehmend mehr den Charakter der sozialen Nachsorge arbeitsmarktpolitischer Entscheidungen - sie stehen im Brennpunkt migrations- und aufenthaltsrechtlicher Diskussionen (so Nauck, 2000, S.18).

Was bedeuten nun die beschworenen sog. 'Parallelgesellschaften' oder 'Parallelwelten', so es sie denn gibt, für das Zusammenleben in einem demokratischen Staat? - (so die Frage von Oberndorfer,

2001, S. 22). Haben die Bürger freier Gesellschaften nicht das Recht, sich ihre eigene Lebenswelt zu suchen und sich dabei auch von anderen Lebenswelten zu dissoziieren - ? *Dissoziation* kann eine legitime Technik der Konfliktprävention sein. Niemand ist verpflichtet, mit Menschen zusammen zu wohnen, deren Eigenschaften für ihn persönlich unangenehm sind. Zudem ist eine bunte und zunehmende Vielfalt oft wenig miteinander verbundener Lebenswelten gerade für moderne Gesellschaften charakteristisch (vgl. ebd.). Sie ist keine Besonderheit der Konzentration von Ausländern in bestimmten Wohnvierteln.

Aber: Menschen ausländischer Herkunft stehen in einem besonderen Spannungsverhältnis zwischen der Universalisierung von Menschenrechten einerseits und der identitätsstiftenden Zugehörigkeit zu partikularistischen Kulturen andererseits. Im Zuge der universalen Ausbreitung haben die Menschenrechte zugleich eine beträchtliche Ausweitung erfahren und umfassen zunehmend mehr auch kulturelle Rechte, auch das Recht von Minderheiten, kulturell anders zu sein als die Mehrheitsgesellschaft. Die eigene Kultur zu erhalten und zu entwickeln, wird öffentlich zunehmend unter dem Gesichtspunkt des Persönlichkeitsrechtes auf freie Entfaltung diskutiert.¹ Die Aufrechterhaltung partikularistischer Gruppenmerkmale, wie z.B. der Gebrauch einer eigenen Sprache und die Pflege eigener kultureller Bräuche, werden unter Berufung auf universalistische Menschenrechte als Markierungen einer eigenen ethnischen Identität legitimiert (Nauck, 2000, S.18). Daraus lassen sich dann wiederum Forderungen nach institutionellen Vorkehrungen ableiten, die zur Sicherung dieser Gruppenidentität geeignet sind, wie z.B. Sonderregelungen in Schulen.

Zwar haben Menschenrechte eine universale Ausbreitung und Legitimation erfahren, sie müssen jedoch faktisch nach wie vor vom souveränen Nationalstaat und seinen Institutionen garantiert und auf seinem Territorium für die gesamte Wohnbevölkerung - unabhängig von deren Nationalität - durchgesetzt und aufrechterhalten werden. Der Nationalstaat wird zum Garanten solcher Rechte, selbst dann, wenn es sich um Nicht-Mitglieder handelt.² Dies hat Konsequenzen für die soziale Integration von Mi-

grantenminoritäten. Soziale Integration wird dann nicht daran zu messen sein, ob Angehörige von Migrantengenerationen sich mit der Aufnahmegesellschaft in einem kulturell umfassenden Sinne identifizieren oder von der autochthonen Bevölkerung ununterscheidbare Identitäten entwickeln. Ausschlaggebend ist vielmehr, inwieweit sie an den knappen, hochbewerteten Gütern der Aufnahmegesellschaft partizipieren, wieweit die strukturelle Integration in das Beschäftigungssystem und - durch politische Partizipation - die Einflussnahme auf die Definition und Verteilung kollektiver Güter gelingen. Beides wird nicht ohne Erwerb von spezifischem kulturellem Kapital möglich sein - Bildungszertifikate sind dabei von höchster Bedeutung (so Nauck, 2000). Die Sicherung von höheren Bildungsabschlüssen ist für die längerfristige soziale Integration von Zuwanderungsminoritäten bisher nicht ausreichend gelungen - wobei das nationalstaatlich organisierte und von kulturspezifischen Identitätsanforderungen keineswegs freie Bildungssystem hierzu offensichtlich nicht die notwendigen Voraussetzungen bereitstellt (so die alarmierenden Ergebnisse der PISA-Studie, 2001).

Den verbindlichen Rahmen der Gemeinsamkeit können im demokratischen Verfassungsstaat nur die Grundwerte der Verfassung bilden. Darüber hinaus sind die Gemeinsamkeiten, die die Bürger verbinden, nichts Naturwüchsiges, sondern das Ergebnis erfolgreicher Konsensbildung in der pluralistischen Willensbildung demokratischer Gesellschaften. Diese muss sich immer wieder kritischer Überprüfung stellen und neu bilden (so weiterhin Oberndörfer, 2001). So darf auch niemand gezwungen werden, Deutsch zu sprechen. Bei der Vorstellung, dass in bestimmten Wohnvierteln deutscher Städte ausländische Gruppen untereinander nicht Deutsch, sondern ihre Herkunftssprache sprechen, muss daran erinnert werden, dass auch Deutsche miteinander, wenn sie so wollen, in fremden Sprachen kommunizieren dürfen. Dass gute Kenntnisse der deutschen Sprache per se aber keine besondere innere Bindung zu Staat und Gesellschaft Deutschlands verbürgen, wie manchmal bei der Forderung nach Sprachprüfungen und guten Sprachkenntnissen bei Einbürgerungen suggeriert wird, dokumentieren andere deutschsprachige Staaten. Schweizer und Österreicher werden nicht zu deutschen Pa-

trioten weil sie Deutsch sprechen. Dies gilt sicher für viele Ausländer und sogar auch für Inländer.

Nun zurück zu unserem Thema. Welches zukunftsweisende Potenzial liegt in einer Untersuchung zum Thema: 'Heiratsverhalten und Partnerwahl im Einwanderungskontext - Eheschließungen der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft', wie sie die heutige Preisträgerin unternommen hat - für die Migrationsforschung einerseits, für die Migrationspolitik andererseits?

Einwanderung, Migration und Remigration, das Überschreiten der Grenzen in der einen oder anderen Richtung, werden weiterhin für eine große Zahl von Menschen zu einer nur durch geringfügige äußere Barrieren beeinträchtigten Lebensform werden. Die nationalen und internationalen Verflechtungen Deutschlands werden in Zukunft noch zunehmen. Im Zuge der fortschreitenden Globalisierung lässt sich bereits jetzt ein Phänomen konstatieren, das als sog. transnationale Migration in der Migrationsforschung derzeit Beachtung findet. Es geht dabei um eine Migrationsform, die dadurch zu kennzeichnen ist, dass Menschen zugleich in verschiedenen kulturellen und gesellschaftlichen Kontexten leben. Dies wird bereits dadurch ermöglicht, dass heutzutage nicht nur die Reisemöglichkeiten sondern auch insgesamt die Kommunikationsmöglichkeiten durch Internet, Mobiltelefone, E-Mail usw. weiträumig erleichtert werden. Kinder und Jugendliche mit Migrationshintergrund müssen sich nicht selten auf ein Leben bzw. auf eine biografische Entwicklung einstellen, die sie langfristig in zwei oder mehreren Gesellschaften zu Hause sein lässt. Wie die Studien über Bildungsschicksale von Remigrationskindern zeigen, sind mit solchen Lebensverläufen deutliche Risiken verbunden. Dennoch könnte aus einem solchen Verständnis von Migration als dauerhaftem Lebenszusammenhang für nachfolgende Generationen eine zukunftsweisende Vision erwachsen. Wenn man Migration nicht als begrenzten, nach einiger Zeit abgeschlossenen Prozess ansieht - mit den Schritten Auswanderung, Einwanderung, Sesshaftwerden, Adaption an den neuen kulturellen Kontext - dann werden sprachliche und kulturelle Diversität zu einer biografischen Selbstverständlichkeit, insbesondere für Kinder und Jugendliche. Migration heißt nicht, sich

auf immer von dem Herkunftsmilieu, der Familie, den Netzwerken, den heimatlichen Werten und Beziehungen zu entfernen. Migration findet oft statt, um sich aus bestimmten Bedingungen zu befreien, vor bestimmten Lebensbedingungen zu fliehen, aber auch, um in der Herkunftsgesellschaft Menschen, Familien zu unterstützen. Die Migration hat nicht nur individuelle Ziele, sondern kollektive Ziele für die Einzelnen. Migration unterliegt einer Eigendynamik, oft zeigt die Wanderung Folgen, die weder für die Wandernden noch für die Zurückbleibenden kalkulierbar sind. Bei aller Loyalität mit den Netzwerken in der Herkunftsgesellschaft werden Migranten sich im Laufe der Zeit in der Aufnahmegesellschaft entwickeln. Sie entwickeln neue Perspektiven, sie individualisieren sich soziologisch gesprochen, oder emanzipieren sich, politisch gesprochen.³

Die bundesrepublikanische Gastarbeiter- oder Ausländerforschung ist passé. Seit Ende der 80er Jahre versammeln sich Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler unter dem Dach der Migrationsforschung und versuchen die ursprüngliche problemorientierte Perspektive, wie sie die Forschung bis dato beherrschte, eine Perspektive auf „den Gastarbeiter“, „die Türkin“ oder „das ausländische Kind“ durch eine umfassende, integrierte Sicht auf Ursachen und Folgen von Migration zu ersetzen. Im wissenschaftlichen Kontext kann man im Hinblick auf die Ausrichtung der Forschung von einem Paradigmenwechsel sprechen.⁴ Hierzu haben einige Institutionen beigetragen, so das Bamberger Institut „Europäisches Forum für Migrationsstudien“ an der Bamberger Universität, gegründet von Friedrich Heckmann, und auch das Osnabrücker „Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien“, das IMIS, gegründet von einem Interdisziplinären Kreis von Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern (auch von mir selbst), unter der Leitung des Historikers Klaus J. Bade.

Die heutige Preisträgerin ist in beiden Institutionen sozusagen wissenschaftlich - in Führungszeichen - 'großgeworden'. Sie hat ihre Dissertation 1996 im Osnabrücker Institut IMIS begonnen, war integriert in das dortige Graduiertenkolleg „Migration im Modernen Europa“, nachdem sie zuvor bereits - nach dem Ab-

schluss ihres Studiums - als wissenschaftliche Mitarbeiterin in einem Forschungsprojekt zwei Jahre lang die türkischen Kolonien in Bamberg und Colmar zu der Funktionsweise ihrer sozialen Netzwerke empirisch untersucht hatte. Parallel zur Arbeit an ihrer Doktorarbeit, die wir heute würdigen, hat sie eine weitere empirische Untersuchung durchgeführt, sie war in zentraler Funktion beteiligt an der Studie über den 'Stand der Integration von Zuwanderern und Deutschen in Frankfurt a.M.', in Auftrag gegeben von der Stadt Frankfurt, durchgeführt vom Europäischen Forum für Migrationsstudien in Bamberg, unter der Leitung von Friedrich Heckmann. Sie hat ebenfalls in diesem Zeitraum - fertiggestellt 1998 - eine Expertise für den 6. Familienbericht der Bundesregierung zum Thema 'Heiratsverhalten von Frauen und Männern ausländischer Herkunft im Einwanderungskontext der Bundesrepublik Deutschland' verfasst. Frau Straßburger ist nicht nur ungewöhnlich produktiv, wie sich an ihren Arbeiten und Veröffentlichungen ablesen lässt, sie nutzt ihre Ausbildung in hervorragender Weise: Die Kombination ihres Studiums der Sprach- und Literaturwissenschaften mit der Orientalistik und dem Schwerpunkt Türkisch, verbunden mit der empirischen sozialwissenschaftlichen Ausbildung, die sie in Osnabrück und Bamberg erhielt und der Erfahrung, die sie in den genannten Projekten der Migrationsforschung gewann, fügen sich in der Themenwahl und dem Ansatz ihrer Forschungen auf kreative Weise zusammen.

Ihre Arbeit steht stellvertretend für viele andere Arbeiten, die sich den neuen Herausforderungen der Migration wissenschaftlich stellen. Im Zusammenhang mit diesem Paradigmenwechsel muss z.B. vermerkt werden, dass Migration bzw. die Integration oder Akkulturation von Wandernden nicht mehr als ein linear ablaufender Prozess mit den Stufen von Einwanderung, Anpassung, Integration gesehen werden kann, sondern sich demgegenüber eher ein komplexer Verlauf abzeichnet, ein Verlauf, der in der wissenschaftlichen Forschung als 'segmentierte' Akkulturation bezeichnet wird. D.h. es kann davon ausgegangen werden, dass Einwanderer sich in bestimmten Bereichen ihres Alltages in der Aufnahmegesellschaft integrieren, dort voll sozial integriert sind, ihre Teilhabechancen nutzen und sich zugleich ethnisch anders

orientieren, sich an Normen und Wertemaßstäben ihrer Herkunftsgesellschaft ausrichten, sich einer 'ethnischen community', der 'Migrantengesellschaft' zugehörig fühlen. Wie durch eine Berliner Jugendstudie ganz aktuell belegt, sind Berliner Jugendliche aus zugewanderten Familien aus der Türkei durchaus in beruflichen Positionen oder auch in schulischen Laufbahnen integriert, wie sie ihnen das Aufnahmeland bietet, sie sprechen hervorragend Deutsch, sind aber zugleich in ihrer ethnischen Orientierung fest an der Herkunftsgesellschaft orientiert. D.h. sie sind deutsch und türkisch zugleich.

Ich komme damit zum Ende: Wie passt die Arbeit der heutigen Preisträgerin in diese Forschungstrends? Gaby Straßburger zeigt, dass statistisch zu belegen ist, dass ein Großteil der von der zweiten Generation geschlossenen Ehen transnational ist, also in der Türkei lebende Personen betrifft. Interethnische Ehen, also Ehen mit deutschen oder anderen nicht-türkischen Partnern, sind verhältnismäßig selten. Wenn ihr Ergebnis in dem eben zitierten Spiegelartikel verarbeitet werden würde, könnten wir sicher sein, dass hier ein weiterer Beleg für die sog. Parallelwelten oder Parallelgesellschaften zu finden wäre. Was heißt dieses Ergebnis aber aus der Perspektive der modernen Migrationsforschung? Eine solche Statistik verweist nicht auf den Willen zur Abgrenzung und zur Spaltung, sondern vor allem auf die Möglichkeiten, attraktive und gleichgestimmte Lebenspartner zu finden. Ein differenzierterer Blick auf die Wertvorstellungen junger Türkinnen und Türken in Deutschland macht vor allen Dingen deutlich, durch welche Brille die Aufnahmegesellschaft, also die Deutschen, solche Eheschließungen sehen. Bei jungen Deutschen gilt es als altmodisch, die Wahl eines Ehepartners und die Entscheidung zu Heiraten als eine Angelegenheit der gesamten Familie anzusehen. Die von Gaby Straßburger befragten jungen Menschen betrachten demgegenüber aber Selbstbestimmung und Familienorientierung keineswegs als Gegensätze, sie sind darum bemüht, eine Balance zwischen den Ansprüchen der Familie und den eigenen Wünschen herzustellen. Das komplizierte Geflecht der Partnersuche, der Partnerwahl, das gesamte Geflecht der Heiratsmuster gibt demnach einen ungewöhnlichen Einblick in

die Integrationsmuster von Zugewanderten. Die Heirat bzw. Partnersuche, wie sie in dieser Gruppe erfolgt, ist ein Zeichen der Integration, kein Zeichen der Trennung oder Spaltung und erst recht kein Zeichen für die Gründung einer 'Parallelgesellschaft'.

Ich danke Ihnen und gebe hiermit das Wort an die Preisträgerin selbst.

ANMERKUNGEN

¹ Aufrechterhaltung, Wiederherstellung, Etablierung einer sog. Leitkultur kann in einer modernen Gesellschaft keine realistische Option sein.

² Das wäre dann erleichtert möglich, wenn sich die Bundesrepublik Deutschland stärker in Richtung einer 'civic society' (weg vom Rechtsprinzip des jus sanguinis) entwickelte - hierzu würde eine schärfere Trennung zwischen öffentlicher und privater Sphäre gehören, wobei in der Öffentlichkeit die vom Staat garantierten universalistischen Regeln eines demokratischen Rechtsstaates gelten würden, während in der Privatsphäre vielgestaltige parikularistische Beziehungen in kultureller Pluralität gelebt werden könnten und Raum für identitätsstiftende soziale Differenzierung bliebe. Mithin wären Regeln der Zugehörigkeit nicht primär an Abstammungskriterien, sondern an der Akzeptanz der universalistischen Verkehrsnormen in der Öffentlichkeit und an der gewohnheitsmäßigen Teilhabe zu entwickeln (so weiterhin Nauck 2000, S.18f).

³ vgl. hierzu Annette Treibel 2001a, S. 9

⁴ vgl. dazu ebenfalls Annette Treibel 2001b

LITERATUR

- Bölsche, Jochen u.a.: „Die Rückseite der Republik“. In: Der Spiegel, 10/2002, S. 36-56
- Baumert, Jürgen u.a. (Hrsg.) - Deutsches PISA-Konsortium: „Pisa 2000. Basiskompetenzen von Schülerinnen und Schülern im Internationalen Vergleich.“ Opladen: Leske + Budrich 2001
- Nauck, Bernhard: Familien ausländischer Herkunft in Deutschland – Politische Konsequenzen der Vielfalt von Akkulturationsprozessen. In: Diskurs, 3/2000, S. 13-19
- Oberndörfer, Dieter: Schlusswort: Zuwanderungsdebatte in Deutschland – Rückkehr zum Gastarbeitermodell oder Aufbruch in eine neue Gesellschaft? In: Bade, Klaus J.; Münz, Rainer: Migrationsreport 2000. Fakten – Analysen – Perspektiven. Frankfurt/New York: Campus 2000
- Treibel, Annette: Fremde Frauen in Deutschland. In: wegZiehen. Der weibliche Blick auf Migration in Kunst und Wissenschaft. (Ausstellung des FRAUENMUSEUMS Bonn vom 14.10.01 bis 24.02.02) Bonn 2001a, S. 114-119
- Treibel, Annette: Von der Anwerbestoppausnahme-Verordnung zur Green Card – Reflexion und Kritik der Migrationspolitik. In: Edda Curle; Tanja Wunderlich (Hg.): Deutschland – ein Einwanderungsland? Rückblick, Bilanz und neue Fragen. Stuttgart: Lucius & Lucius 2001b, S. 113-126

EIN ZEICHEN DER INTEGRATION, KEIN ZEICHEN DER TRENNUNG

ANSPRACHE DER PREISTRÄGERIN
DR. GABY STRASSBURGER

Sehr geehrter Herr Hartmann,
sehr geehrter Herr Oberbürgermeister,
sehr geehrter Herr Prorektor,
sehr geehrte Damen und Herren,
liebe Freundinnen und Freunde,

zunächst einmal möchte ich meinen Vorrednern recht herzlich für all die warmen Worte der Anerkennung danken. So viel Lob zu hören, tut gut. Es macht aber auch einigermaßen sprachlos. Trotzdem werde ich jetzt versuchen, wenigstens einen Teil von dem zu erfüllen, was Sie nach den vielen Ehrenworten und nach dieser wunderbaren Laudatio von mir erwarten.

Ich danke Ihnen allen, dass Sie heute Abend gekommen sind, um in diesem herrlichen Saal an der diesjährigen Feier teilzunehmen. Dabei spreche ich sicherlich auch Ihnen aus der Seele, wenn ich dem Stifter des Preises, Herrn Hartmann, und den vielen anderen, die als Mitglied des Forums Interkulturelles Leben und Lernen oder als Vertreter der Stadt und der Universität an der Verleihung und Vergabe des Preises beteiligt sind, dafür danke, dass Sie diese Feier so prächtig und eindrucksvoll gestaltet haben. Sie alle haben dazu beigetragen, dass uns der heutige Abend ebenso unvergesslich bleiben wird wie dieser prachtvolle Saal.

Als ich erfahren habe, dass die Jury meine Doktorarbeit mit dem Augsburgers Wissenschaftspreis auszeichnen will, war ich – wie sie sich leicht vorstellen können – überglücklich. Ich war es aber nicht nur darüber, dass die Qualität meiner Arbeit als preiswürdig betrachtet wurde. Obwohl auch das wesentlich ergreifender ist, als einfach eine gute Note - oder wie es bei der Promotion heißt – eine „summa“ zu erhalten.

Glücklich war ich vor allem deshalb, weil sich durch diesen Preis auf einmal viel mehr Menschen dafür interessieren, was es mit dem Heiratsverhalten junger Türkinnen und Türken auf sich hat. Damit hat sich letztendlich nicht nur meine Arbeit, sondern vor allem auch die Mühe derjenigen Frauen und Männer gelohnt, die bereit waren, einer wildfremden Wissenschaftlerin zu erzählen, wie sie ihre Ehepartner gefunden haben. Ohne ihre Offenheit hätte ich diese Doktorarbeit nicht schreiben können und ohne den Augsburger Wissenschaftspreis hätte wohl nur ein relativ kleiner Kreis von Fachkollegen jemals erfahren, was in der Arbeit steht.

So aber eröffnen sich zahlreiche Möglichkeiten, um mit Hilfe der Wissenschaft dazu beizutragen, dass das interkulturelle Miteinander durch weniger Vorurteile und mehr Verständnis geprägt ist. Ich danke Herrn Hartmann sehr herzlich für die Eröffnung dieser Chancen und versichere, sie möglichst gut zu nutzen.

Bevor ich Ihnen einige zentrale Ergebnisse meiner Arbeit vorstelle, möchte ich einigen Menschen ganz persönlich dafür danken, dass sie zum Erfolg meiner Dissertation beigetragen haben. Ich danke meinen Eltern, weil sie so mutig waren, mich schon mit 15 Jahren ins Ausland fahren zu lassen, als es an unserer Schule die ersten Austauschprogramme mit Griechenland und England gab. Es war sicherlich nicht einfach, die älteste Tochter so früh in die Ferne ziehen zu lassen. Vielen Dank für diese außergewöhnliche Freiheit.

Ganz herzlich danken möchte ich auch der Soziologin, Gudrun Cyprian, Professorin am Fachbereich Soziale Arbeit an der Universität Bamberg. Sie hat mein Interesse an der Wissenschaft gefördert und für die Finanzierung erster sozialwissenschaftlicher Forschungen zu interkulturellen Fragen gesorgt. Außerdem hat sie mich dazu ermuntert, nicht nur meinen ersten Aufsatz zu veröffentlichen, sondern gleich auch noch ein ganzes Buch zu schreiben. Beides Aktionen, zu denen es ohne diese besondere Unterstützung wohl nie gekommen wäre.

Eine wichtige Rolle kommt auch meinem lieben und gänzlich unkonventionellen Freund, dem Soziologen Frank Früchtel zu, der seit kurzem als Professor am Fachbereich Soziale Arbeit an der Universität Bamberg lehrt. Er hat als erster in meinem Umfeld promoviert und alle Freundinnen und Freunde in seine Doktorarbeit eingespannt. Ich weiß nicht, ob ich ohne unsere Freundschaft jemals in Erwägung gezogen hätte, selbst eine Doktorarbeit zu schreiben. So konnte ich jedenfalls erfahren, dass Promovieren zwar ein ziemliches Stück Arbeit ist, aber keine Hexerei erfordert. Auch hierfür herzlichen Dank.

Weiter danke ich Professor Klaus Kreiser, dem Leiter einer sozialwissenschaftlichen Studie der VW-Stiftung, bei der ich als wissenschaftliche Mitarbeiterin umfangreiche Forschungserfahrung im Ausland sammeln konnte.

Das weitere die Promotion erforderliche theoretische und methodische Handwerkszeug konnte ich in einem Graduiertenkolleg am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien (IMIS) in Osnabrück erwerben. Hier ist neben dem Gründervater Herrn Professor Klaus J. Bade, der immer bereit war, mich zu unterstützen, vor allem meinen „Doktoreltern“ zu danken. Herrn Professor Michael Bommers, von dem ich gelernt habe, bei der Analyse von Interviews mehr auf das Gespräch zu achten als auf das Gesprochene. Und Frau Professor Leonie Herwartz-Emden, die mein Augenmerk darauf gelenkt hat, wie es jungen Türkinnen und Türken bei ihrer Heirat das Gleichgewicht zwischen Familienorientierung und Selbstbestimmung finden.

Schließlich danke ich allen Freundinnen und Freunden, die sich für meine Untersuchung interessiert und immer wieder ihre Zeit dafür geopfert haben, meine Texte zu lesen. Der wichtigste Begleiter, Unterstützer und Kritiker war und ist mein Lebenspartner und Fachkollege Can Malatacık. Er ist nicht nur ein Kenner der Migrations- und Integrationsforschung, sondern hat auch das richtige Gespür, mir bei meiner Arbeit mit dem zu helfen, was ich in der jeweiligen Situation am dringendsten brauche. Und er hat die wenigsten Bedenken, seine Kritik zu äußern, solange ihm ein

Gedanke noch zu unreif oder ein Text noch nicht gut genug erscheint. Auch - oder gerade - dafür vielen Dank.

HEIRATEN EIN PRÜFSTEIN FÜR INTEGRATION?

Vielleicht haben sich einige von Ihnen bereits gefragt, wie man wohl darauf kommt, das Heiratsverhalten von Migranten zu untersuchen und frisch verheiratete Türkinnen und Türken mit der reichlich indiskreten Frage zu belästigen, wie es eigentlich dazu kam, dass sie diesen Mann bzw. diese Frau geheiratet haben.

Nun diese Idee stammt ursprünglich nicht von mir, sondern von einer ehemaligen Kollegin, der Ethnologin Dr. Lale Yalçın-Heckmann. Wobei ich allerdings zugeben muss, dass ich von der Idee erst mal wenig begeistert war. Mir erschien das Thema zu privat und damit nicht nur zu intim, sondern auch gesellschaftlich eher irrelevant.

Doch nachdem mir Lale – wie man so schön sagt – den Floh erst einmal ins Ohr gesetzt hatte, fiel mir plötzlich auf, dass Heiraten nicht nur für die meisten türkischen Migrantinnen und Migranten ein sehr zentrales Thema ist, sondern dass auch in der deutschen Öffentlichkeit ziemlich oft darüber gesprochen wird, wie die hier lebenden Türken und Türkinnen heiraten.

Das heißt, eigentlich wird nicht einfach darüber gesprochen, sondern man regt sich darüber auf, weil sie in den Augen Vieler nicht so heiraten, wie „man“ es von jungen Leuten erwartet, die in Deutschland aufgewachsen sind. Die Kritik richtet sich meist auf die folgenden drei Punkte: 1. dass es nur relativ wenig Ehen mit Deutschen gibt, 2. dass viele Ehepartner aus der Türkei geholt werden und 3. dass viele Ehen arrangiert sind.

Als mir bewusst wurde, wie oft und vor allem wie negativ darüber gesprochen wird, war mir klar, dass das Heiratsverhalten türkischer Migrantinnen und Migranten keineswegs ein privates Thema ist, das die Öffentlichkeit nicht interessiert. Vielmehr zeigt die Kritik an vermeintlich unangemessenen Eheschließungen, dass

das Heiratsverhalten zum Prüfstein gelungener Integration gemacht wird.

Und je genauer man darüber nachdenkt, um so stärker merkt man, dass hinter der Kritik ein ganz bestimmtes Verständnis von Integration steht. Es ist ein Integrationsverständnis, das auf der Erwartung basiert, dass sich Migranten möglichst schnell und vollkommen an das anpassen, was man als deutsche Kultur definiert und dass sie Verhaltensweisen, die man als fremde Kultur interpretiert, möglichst schnell ablegen. Kurzum, unter Integration wird oft nichts anderes verstanden als einseitige Assimilation.

Aber wie wir alle wissen, ist Integration keineswegs dasselbe wie Assimilation. Gelungene Integration heißt nicht, Verhaltensweisen, die man in der eigenen Herkunftsgruppe erlernt hat, abzulegen und sich einseitig daran zu orientieren, was unter Deutschen üblich ist. Integration heißt, eine Verbindung zu schaffen zwischen unterschiedlichen Verhaltensweisen, indem man sie ineinander integriert und sich jeweils so zu verhalten weiß, wie es in einer Situation am sinnvollsten und passendsten ist.

Ich will nun versuchen, Ihnen anhand einiger Beispiele zu erklären, warum meines Erachtens das Heiratsverhalten der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft, keineswegs dahingehend interpretiert werden kann, dass ihre Integration gescheitert wäre.

In meiner Doktorarbeit bin ich vor allem zwei Fragen nachgegangen. Eine betraf die Art, wie die Heiratsentscheidung gefällt wird, also den Partnerwahlmodus. Hier ging es darum, wie die Entscheidung zu heiraten zustande kam, ob es sich um arrangierte Ehen oder um selbst organisierte Ehen handelt bzw. ob es auch Mischformen zwischen arrangierten und selbst organisierten Ehen gibt. Auf diese Fragen werde ich heute leider nicht näher eingehen können.

Stattdessen werde ich mich auf die zweite Aufgabenstellung konzentrieren, die darin bestand, nachzuvollziehen, welche Umstände und Motivationen dazu führen, dass bestimmte Heiratsoptio-

nen häufiger und andere weniger häufig ergriffen werden. Hier ging es unter anderem um die Frage, warum Angehörige der zweiten Migrantengeneration ihre Ehepartner relativ oft in der Türkei finden und warum es vergleichsweise selten zu interethnischen Ehen mit Deutschen kommt.

WARUM SO OFT AUS DER TÜRKEI?

Die Statistiken zeigen uns, dass ein Großteil der von der zweiten Generation geschlossenen Ehen transnational ist, also in der Türkei lebende Personen betrifft. Ein wesentlich kleinerer Teil repräsentiert innerhalb der Migrantengeneration geschlossene Ehen. Interethnische Ehen mit deutschen Partnern machen deutlich den geringsten Teil aus.

Wenn man sich diese Statistiken näher ansieht, sie mit anderen Statistiken vergleicht und außerdem noch nach den Hintergründen des Heiratsverhaltens fragt, wird deutlich, dass man aus dem relativ geringen Anteil interethnischer Ehen mit Deutschen nicht einfach schließen kann, dass die Integration misslungen wäre und die jungen Türkinnen und Türken sich in die türkische Herkunftsgemeinschaft zurückzögen.

Man erkennt auch, dass es falsch wäre, aufgrund der hohen Zahl transnationaler Ehen mit Partnern aus der Türkei Rückschlüsse auf eine starke Verbundenheit mit der Türkei zu ziehen. Vielmehr zeigt sich, dass dieses Heiratsverhalten auf verschiedenen sozialstrukturellen Einflussfaktoren beruht, die man nur teilweise mit der Frage „Integration oder Trennung“ in Verbindung bringen kann.

So gibt es beispielsweise einen sehr einleuchtenden Grund dafür, dass viele Männer ihre Ehefrau nicht in Deutschland, sondern in der Türkei finden. Dieser Grund besteht ganz schlicht und einfach darin, dass es hier in Deutschland unter türkischen Migranten nur halb so viele ledige Frauen wie Männer gibt. Auf 100 unverheiratete türkische Männer entfallen nur 48 unverheiratete türkische Frauen.¹

Angesichts dieser unausgeglichenen Verteilung haben türkische Männer schon rein statistisch gesehen, allen Grund, sich nicht nur in Deutschland, sondern auch in der Türkei nach Ehefrauen umzusehen. Selbstverständlich kann man damit nicht jeden einzelnen Fall erklären, in dem ein Mann eine Frau aus der Türkei geheiratet hat. Aber man kann verstehen, warum es insgesamt gesehen, ziemlich häufig vorkommt.²

Gleichzeitig wird einem klar, dass das nicht unbedingt etwas damit zu tun haben muss, dass türkische Männer lieber eine Frau aus der Türkei heiraten würden als eine Frau aus Deutschland. Ganz im Gegenteil haben mir mehrere Männer, die ich interviewt habe, versichert, dass sie eigentlich lieber eine Türkin aus Deutschland heiraten wollten. Sie dachten, eine solche Ehe wäre leichter, weil ihre Frau dann in ihrer Kindheit und Jugend ähnliche Dinge erlebt hätte wie sie selbst und weil sie außerdem schon deutsch sprechen und sich hierzulande auskennen würde. Erst als sie in Deutschland keine passende Frau finden konnten, haben sie angefangen, sich auch in der Türkei umzusehen.

WICHTIG SIND ADÄQUATE ANGEBOTE ZUR INTEGRATION

Nach der Heirat sind ihre Ehefrauen nach Deutschland gekommen und mussten lernen, sich hier zurechtzufinden. Geholfen wurde ihnen dabei in erster Linie von ihren Männern und deren Familien. Von der deutschen Seite dagegen gab und gibt es für sie in aller Regel immer noch zu wenig adäquate Integrationsangebote. Ein Versäumnis, das meiner Meinung nach möglichst schnell behoben werden sollte, denn gerade Menschen, die hierher kommen, um eine Familie zu gründen, wollen auf Dauer hier bleiben und sind hoch motiviert, sich möglichst schnell zu integrieren.

In Frankfurt am Main hat man inzwischen die Konsequenz gezogen und macht seit fast einem Jahr allen Frauen und Männern, die neu aus dem Ausland zuziehen, um dauerhaft in Frankfurt zu leben, das Angebot, freiwillig und kostenlos an einem sechswöchigen Integrationskurs teilzunehmen. Bisher gab es nahezu keine Absagen und auch die darauffolgenden Deutschkurse, die meh-

rere Monate dauern, werden sehr gut angenommen. Die Motivation der Neuankömmlinge ist offensichtlich außerordentlich groß. Nur die passenden Integrationsangebote fehlen in den meisten Städten nach wie vor oder reichen einfach nicht aus.

Dabei wären Kommunen gut beraten, sich möglichst frühzeitig um ihre Neubürger zu kümmern, und zwar nicht nur im Interesse der Neuankömmlinge selbst, sondern auch im Interesse der nachfolgenden Generation, die hier geboren wird und in manchen Stadtteilen schon einen Großteil aller dort lebenden Kinder darstellt. Im Interesse dieser Kinder, im Interesse der Kindergärten und Schulen und im Interesse des interkulturellen Miteinanders in diesen Stadtteilen, ist es überaus sinnvoll und langfristig lohnend, junge Ehefrauen und Ehemänner aus dem Ausland von Anfang an bei ihrer Integration zu unterstützen.³

UND WAS IST MIT DEN DEUTSCHEN?

Aber um wieder zu unserem ursprünglichen Thema zurückzukommen ... man kann sich natürlich fragen, warum Männer, die in Deutschland keine türkische Frau finden, nicht statt dessen eine deutsche Frau heiraten. Auch hierfür gibt es viele Gründe, auf die ich jetzt nicht im einzelnen eingehen kann. Ich werde mich also auf einige wesentliche Punkte beschränken und zunächst auf etwas hinweisen, was zwar mehr als selbstverständlich ist, aber erstaunlicherweise doch ziemlich leicht vergessen wird, wenn wieder einmal über die vermeintlich zu geringe Zahl deutsch-türkischer Ehen geklagt wird.

Wie allgemein bekannt, gehören zum heiraten Zwei. Somit ist auch danach zu fragen, inwieweit eigentlich Deutsche bereit sind, eine Türkin oder einen Türken zu heiraten. Tatsächlich wird diese Frage regelmäßig in bundesweiten Umfragen gestellt. Man kann also vergleichen, wie Deutsche und wie Türkinnen und Türken zu einer deutsch-türkischen Ehe stehen und sieht, dass es auf beiden Seiten gewisse Vorbehalte gibt, aber dass die Vorbehalte auf der deutschen Seite größer sind als auf der türkischen. Es

macht demnach wenig Sinn, die Frage, warum es bisher relativ wenig deutsch-türkische Ehen gibt, allein auf die türkische Seite zu beziehen und die deutsche Seite zu vernachlässigen.

An diesem Punkt können wir uns fragen, wie Integration eigentlich funktioniert, und sehen, dass Integration in vielen Lebensbereichen nur dann möglich ist, wenn Migranten und Einheimische gleichermaßen daran interessiert sind. Immer dann, wenn es um den Bereich der sozialen Beziehungen geht, sind Migranten darauf angewiesen, dass Einheimische bereit sind, sie in ihren Freundeskreis - oder wie in unserem Fall - in ihre Familie zu integrieren. Integration beruht in vielerlei Hinsicht auf Gegenseitigkeit und ist nichts, was man einseitig von den Migranten erwarten kann.

INTEGRATION: AUCH EINE FRAGE DER ZEIT

Ich möchte noch weiter gehen und betonen, dass Integration außerdem Zeit braucht. In dem einen Lebensbereich mehr und in dem anderen weniger. Wobei es - wie wir aus der Migrations- und Integrationsforschung wissen, im familiären Bereich eher länger dauert als in anderen. Deshalb sollte man sich fragen, ob die Zahl der interethnischen Ehen zwischen Deutschen und Türken tatsächlich geringer ist als man erwarten kann oder ob nicht stattdessen die Erwartung, es müsste eigentlich schon viel mehr deutsch-türkische Ehen geben, einfach unrealistisch ist.

Hier lohnt ein Blick in die USA, wo man über viel längere Erfahrungen mit der Integration von Migranten verfügt und weiß, wie lange es dort gedauert hat bis Migranten nicht mehr hauptsächlich innerhalb ihrer eigenen Herkunftsgruppe geheiratet haben.

Der Vergleich mit den USA zeigt uns, dass die Erwartung, interethnische Ehen müssten in der zweiten Generation wesentlich häufiger sein als in der ersten, verfrüht ist. Denn auch Migranten, die in den USA heutzutage als voll integriert gelten, wie z.B. jü-

dische oder japanische Einwanderer, haben in der zweiten Generation nur in Ausnahmefällen, d.h. zu fünf bzw. 15 Prozent, jemanden geheiratet, der nicht zu ihrer eigenen Herkunftsgruppe gehört. Erst in der dritten Generation, also in der Generation, deren Großeltern eingewandert und deren Eltern in den USA geboren sind, erst in dieser dritten Generation kam es schließlich zu einem nennenswerten Anstieg interethnischer Ehen.⁴

Angesichts dieser Erfahrungen aus den USA erscheint es eindeutig zu früh, jetzt schon Aussagen darüber zu treffen, ob sich in punkto Eheschließung eine im internationalen Vergleich rasche oder verzögerte Annäherung zwischen der deutschen und türkischen Bevölkerung vollzieht. Noch unrealistischer wäre es, zu glauben, dass die bislang relativ geringe Zahl deutsch-türkischer Ehen bereits ein Anzeichen dafür ist, dass sich in Deutschland auf Dauer ein Zustand des „Nebeneinander“, der Nicht-Integration etablieren wird. Zwar ist die Zahl deutsch-türkischer Ehen deutlich niedriger als die Zahl türkisch-türkischer Ehen, aber sie ist keineswegs geringer als man es zum gegenwärtigen Zeitpunkt erfahrungsgemäß erwarten kann.

Zu berücksichtigen ist außerdem, dass Integration in verschiedenen Lebensbereichen jeweils unterschiedlich weit vorangeschritten und auch unterschiedlich stark gewünscht sein kann. Wenn manche Deutsche ebenso wie manche Türiinnen und Türken deutsch-türkischen Ehen eher skeptisch gegenüberstehen, so heißt das noch lange nicht, dass sie keine Freundschaften miteinander eingehen würden, dass sie sich nicht als Kollegen akzeptieren würden oder dass sie etwas dagegen hätten, wenn ihre Kinder miteinander zur Schule gehen. In diesen Lebensbereichen ist Integration weitgehend alltägliche Selbstverständlichkeit und wird allgemein bejaht.

Trotzdem gab es auch unter meinen Interviewpartnern und -partnerinnen einige, die gesagt haben, dass sie sich nicht vorstellen konnten, Deutsche zu heiraten. Aber auch sie haben betont, dass sie durchaus an Freundschaften mit Deutschen interessiert sind und dass sie auch deutsche Freunde haben. Sie wollten nur keine

Deutschen heiraten. Das lag offensichtlich daran, dass eine Heirat und die damit verbundene Gründung einer eigenen Familie wesentlich weitreichender ist als eine Freundschaft.

Denn bei der Gründung einer Familie und bei der Erziehung von Kindern geht es immer auch um die Frage, welches Familien- und Erziehungsverständnis Vorrang haben wird bzw. wie man unterschiedliche Vorstellungen miteinander in Einklang bringen kann. Wobei dieses Problem nicht nur allein das Ehepaar betrifft. Es betrifft auch das Verhältnis zwischen den eigenen Eltern und dem Ehepartner bzw. der Ehepartnerin. Es betrifft darüber hinaus die Beziehung zwischen Großeltern und Enkeln. Und es betrifft schließlich auch noch das Verhältnis der beiden Herkunftsfamilien zueinander.

Im Unterschied zu Integration in anderen Lebensbereichen ist also Integration im familiären Bereich etwas, was einen nicht nur selbst etwas angeht, sondern etwas, woraus sich weitreichende Konsequenzen für die gesamte Familie ergeben. Auch aus diesem Grund hat Integration im familiären Bereich schon immer mehr Zeit gebraucht als Integration in anderen Bereichen.

Ich würde mir wünschen, dass die Verleihung dieses Preises und das dadurch gestiegene Interesse am Heiratsverhalten junger Türiinnen und Türken, dazu beitragen, dass man der Frage nach Integration im familiären Bereich künftig mit mehr Gelassenheit und mehr Geduld begegnet. Bislang stehen die Zeichen durchaus auf Integration und nicht auf Trennung.

Ich danke Ihnen.

¹ Vgl. Straßburger, Gaby (2000) *Das Heiratsverhalten von Personen ausländischer Nationalität oder Herkunft in Deutschland*, in: Sachverständigenkommission 6. Familienbericht (Hg.) Familien ausländischer Herkunft in Deutschland: Empirische Beiträge zur Familienentwicklung und Akkulturation. Materialien zum 6. Familienbericht, Band I, Opladen, S.9-48.

² Vgl. Straßburger, Gaby (2001a) *Warum aus der Türkei? Zum Hintergrund transnationaler Ehen der zweiten Migrantengeneration*, in: Migration und Soziale Arbeit, 1, S.34-39.

³ Vgl. Straßburger, Gaby (2001b) *Evaluation von Integrationsprozessen in Frankfurt am Main*, Im Auftrag des Amtes für Multikulturelle Angelegenheiten der Stadt Frankfurt am Main, Frankfurt; auch in: http://www.stadt-frankfurt.de/amka/deutsch/veroeffentlichungen/Ges_Vers_studie.pdf.

⁴ Vgl. Spickard, Paul R. (1989) *Mixed Blood: Intermarriage and Ethnic Identity in Twentieth-Century America*. Wisconsin.

HEIRATSVERHALTEN UND PARTNERWAHL IM EINWANDERUNGSKONTEXT: EHESCHLISSUNGEN DER ZWEITEN MIGRANTENGENERATION TÜRKISCHER HERKUNFT

ZUSAMMENFASSUNG

1. VORBEMERKUNG

Die Frage, wen man heiratet, kann allein entschieden werden oder unter Hinzuziehung von Familie, Freunden und Vertrauenspersonen. Einer Heirat kann eine jahrelange Beziehung oder eine kurze Begegnung voraus gehen. Der Wunsch zu heiraten, kann sich allmählich in einer Beziehung entwickeln oder aber der Ausgangspunkt sein, sich aktiv auf die Suche nach einer passenden Partnerin oder einem passenden Partner zu begeben. Die Wege in die Ehe sind variantenreich und dennoch nicht beliebig. Soziale und kulturelle Faktoren spielen eine wichtige Rolle. Von ihnen hängt ab, welche Wege in einer Gesellschaft und ihren verschiedenen Milieus jeweils als wünschenswert und normal gelten.

Jungen Deutschen erschiene es heutzutage anachronistisch, die Wahl eines Ehepartners und die Entscheidung zu heiraten als familiäre Angelegenheit zu betrachten. Auch wollen sie vor der Ehe in einer intimen Beziehung prüfen, ob sie zueinander passen. Paare, die schon kurz nach dem Kennenlernen beschließen, zu heiraten, stoßen bei Deutschen eigentlich nur dann auf Verständnis, wenn sie ein Kind erwarten. Nur unter diesen Umständen gilt eine schnelle Heirat als sozial gerechtfertigt. Des weiteren ist es einigermaßen anrühlich, mittels einer Heiratsannonce oder Partnervermittlung gezielt nach Ehepartnern zu suchen. Doch ansonsten gilt: Wer das Zusammentreffen mit der Frau oder dem Mann seines Lebens nicht dem Zufall überlässt, handelt gegen die soziale Norm.

Hingegen ist bei jungen Frauen und Männern türkischer Herkunft die Frage, wie, wann und warum man legitimerweise heiratet, bislang weit weniger klar zu beantworten. Die sozialen Normen befinden sich im Umbruch, in der Türkei ebenso wie in der

Migrantenbevölkerung in Deutschland. In der zweiten Migrantengeneration werden die o.g. Ansichten der deutschen Altersgenossen von manchen geteilt und von anderen mehr oder heftig kritisiert. Folglich finden sich sogar innerhalb derselben Familie bei den einzelnen Geschwistern neben selbst organisierten Ehen auch solche, an deren Zustandekommen die Familie beteiligt war. Und die Meinungen, welcher Partnerwahlmodus vorzuziehen ist, gehen auseinander.

In der deutschen Bevölkerung besteht dagegen Konsens, dass arrangierte Ehen abzulehnen sind. Sie gelten als Relikt der Vergangenheit, das in einer modernen Gesellschaft keinen Platz hat. Man betrachtet die arrangierte Ehe als einen Modus der Partnerwahl, bei dem individuelle Wünsche unberücksichtigt bleiben und familiäre Interessen den Ausschlag geben. Die häufigen Medienberichte über die Problematik sog. arrangierter Ehen, in denen Frauen gezwungen wurden zu heiraten, zeigen außerdem, dass arrangierte Ehen in der deutschen Gesellschaft ein Reizthema sind. Solche Berichte und diesen widersprechende Beobachtungen in türkischen Migrantenfamilien, veranlassten die Autorin zu einer Untersuchung von Heiratsverhalten und Partnerwahl der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft.

Die Studie ist im Schnittpunkt von Familien-, und Migrationssoziologie angesiedelt und richtet sich zum einen an Angehörige sozialer und pädagogischer Berufe, die mit der Integration junger Migrantinnen und Migranten befasst sind, und zum anderen an politische Entscheidungsträger, die Fragen der Zuwanderung und Integration diskutieren.

2. ZIELSETZUNG

Im Einwanderungskontext sind Angehörige der zweiten Migrantengeneration bei ihrer Partnerwahlentscheidung mit Heiratsoptionen konfrontiert, die sich deutlich von den Optionen unterscheiden, die ihre Eltern hatten. Sie können eine Ehe innerhalb der zweiten Migrantengeneration schließen, eine im Herkunftsland aufgewachsene Person heiraten oder eine interethnische

Ehe eingehen. Die Diversifizierung der Heiratsoptionen und individuell unterschiedlich getroffene Partnerwahlentscheidungen stehen im Mittelpunkt dieser quantitativ und qualitativ angelegten Studie, die Perspektiven der Familien- und Migrationsforschung verknüpft.

Das Heiratsverhalten wird vor dem Hintergrund des sozialen Wandels im familiären Bereich untersucht, insbesondere hinsichtlich einer Individualisierung der Lebensgestaltung im Zuge der Einwanderung. Darüber hinaus will die Untersuchung dazu beitragen, den Prozess der sozialen Eingliederung zu verdeutlichen, und zeigen, wie es um die gegenseitige Annäherung zwischen der türkischen Minderheit und der deutschen Mehrheitsbevölkerung bestellt ist. Von statistischen Problemen abgesehen ist gerade die Analyse von Eheschließungen besonders aufschlussreich, um die gesellschaftliche Integration einer Migrantengruppe zu beurteilen. Da Ehen ein relativ harter Indikator für die Häufigkeit enger Beziehungen zwischen verschiedenen Bevölkerungsgruppen sind, verdeutlicht die Entwicklung der Eheschließungen soziale Annäherungs- und Abgrenzungsprozesse, die sich zwischen der eingewanderten und der einheimischen Bevölkerung vollziehen. Letztendlich reflektieren Heiratsmuster die gesamtgesellschaftliche Entwicklung, da sie zeigen, inwiefern die Gesellschaft nach ethnisch, national oder religiös definierten Zugehörigkeiten gespalten ist und wie sich das Ausmaß dieser Spaltung entwickelt.

Sich mit dem Heiratsverhalten ausländischer Bevölkerungsgruppen zu befassen, ist zugleich für eine vorausschauende Migrationspolitik unabdingbar, da ein großer Teil der momentanen Einwanderung im Rahmen des Ehegattennachzugs erfolgt. Dabei interessiert besonders die Zuwanderung aus dem Nicht-EU-Staat Türkei, weil hier der Ehegatten- und Familiennachzug, abgesehen von vergleichsweise unbedeutenden Alternativen, den einzigen Grund darstellt, aus dem eine Zuwanderung akzeptiert wird.

Da zu diesen Fragen in Deutschland bisher keine umfassenden Untersuchungen vorliegen und Studien in europäischen Nachbarländern jeweils nur spezielle Aspekte behandeln, hat die Stu-

die weitgehend explorativen Charakter. Mittels einer hermeneutischen Analyse von biographisch-narrativen Interviews mit verheirateten Frauen und Männern der zweiten Migrantengeneration wird rekonstruiert, wie ein Zusammenspiel individueller, familiärer, sozialer, kultureller und struktureller Faktoren den Entscheidungsprozess beeinflusst. Eine zentrale Frage betrifft die Art, wie die Entscheidung gefällt wird, also den Partnerwahlmodus. Eine andere zielt darauf nachzuvollziehen, welche Umstände und Motivationen dazu führen, dass bestimmte Heiratsoptionen (bevorzugt) ergriffen werden. Hierzu werden neben den Ehe- und Partnerwahlkonzepten auch die sozialen und kulturellen Kapitalressourcen und die Handlungsoptionen untersucht, die den am Entscheidungsprozess beteiligten Akteuren zur Verfügung stehen.

3. AUFBAU

Die Studie ist so gegliedert, dass einleitend die zentrale *Fragestellung* erläutert und dann in Kapitel 2 der *Forschungsstand zu Migration und Heiratsverhalten* in Europa und in klassischen Einwanderungsländern beschrieben wird. Kapitel 3 *Methoden* geht zunächst auf die Probleme der statistischen Datenlage ein und stellt eine selbst entwickelte Terminologie vor, die einen differenzierten Umgang mit den Daten erlaubt. Dann wird das methodische Vorgehen bei der statistischen Analyse des Heiratsverhaltens beschrieben, bevor anschließend die mit der biographisch-hermeneutischen Analyse der Partnerwahl verbundenen Methodenfragen behandelt werden.

In Kapitel 4 ist dargestellt, was sich trotz der eingeschränkten Datenlage über das *Heiratsverhalten der türkischen Migrantenbevölkerung* in quantitativer Hinsicht aussagen lässt. Durch die Kombination von deutschen und türkischen Statistiken gelingt es, zu zeigen, wie die unterschiedlichen Heiratsoptionen in etwa prozentual verteilt sind.

Kapitel 5 *Biographie und Heiratsverhalten* basiert auf dem ersten Teil einer ausführlichen Fallstudie der arrangierten Ehe-

schließung einer in Deutschland aufgewachsenen Türkin mit einem Mann, der ebenfalls hier geboren ist. Die Analyse zeigt, wie die familiäre und individuelle Biographie der Interviewpartnerin mit den Heiratsoptionen korrespondiert, die ihr zur Verfügung stehen bzw. von ihr präferiert werden.

Kapitel 6 *Partnerwahl zwischen Selbstbestimmung und Familienorientierung* beginnt mit einer Diskursanalyse. Sie verdeutlicht, wie die Untersuchungsthematik und insbesondere der Aspekt 'arrangierte Ehen' im Diskursfeld der deutschen Gesellschaft verankert sind. Anschließend wird im zweiten Teil der Fallstudie im Detail rekonstruiert, wie die arrangierte Partnerwahl zwischen Selbstbestimmung und Familienorientierung verortet ist.

Von der Einzelfallstudie ausgehend werden in den folgenden Kapiteln kontrastierend weitere Fallinterpretationen präsentiert. Mit Hilfe eines inter- und intrageschlechtlichen Vergleichs werden Unterschiede und Gemeinsamkeiten der einzelnen Partnerwahlmodi und Heiratsoptionen herausgearbeitet. Wie die Analyse arrangierter und selbst organisierter Eheschließungen zeigt, lassen sich die *Partnerwahlmodi* (Kapitel 7) nicht klar voneinander abgrenzen, sondern gehen ineinander über. Deutlich wird außerdem, dass arrangierte Ehen wenig mit den negativen Vorstellungen von „Zwangsheirat“ gemein haben, die den gesellschaftlichen Diskurs dazu bestimmen. Wo Eheschließungen mit Druck verbunden sind, ist dieser nicht etwa durch den Modus der arrangierten Ehe, sondern vielmehr durch eine im Einzelfall problematische innerfamiliäre Machtkonstellation bedingt.

Die folgenden Kapitel sind den inner- und interethnischen Heiratsoptionen gewidmet. Hier wird einerseits gezeigt, wie sich die Handlungsbedingungen und -folgen der einzelnen Optionen unterscheiden, und andererseits analysiert, welche Ansichten über die unterschiedlichen Optionen existieren und mit welchem Interesse sie jeweils vertreten werden. Von den bislang wenig erforschten *innerethnischen Heiratsoptionen* (Kapitel 8) werden die zwei wichtigsten Dimensionen untersucht: Transnationale Ehen¹ vs. Ehen innerhalb der zweiten Migrantengeneration und Ehen innerhalb vs. Ehen außerhalb der Verwandtschaft.

Kapitel 9 *Heiratsverhalten und soziale Eingliederung* ist zunächst der Frage gewidmet, ob die Präferenz innerethnischer Ehen ein Indiz mangelnder Integrationsbereitschaft ist. Im Anschluss folgt die vergleichende Analyse einer deutsch-türkischen und einer türkisch-amerikanischen Heirat mit innerethnischen Eheschließungen. Hier zeigt sich, welche (familien-) biographischen Einflussfaktoren, und welche sozialen und kulturellen Ressourcen interethnische Ehen begünstigen, bzw. welche Faktoren dafür verantwortlich sind, dass weit häufiger inner- als interethnisch geheiratet wird.

In Kapitel 10 *Zusammenfassende Diskussion* werden die oben beschriebenen Fragestellungen noch einmal aufgegriffen und übergreifend hinsichtlich der Modernisierung familiärer Lebensformen und bezüglich der sozialen Eingliederung diskutiert.

4. METHODEN

Der qualitative Teil der Studie basiert auf der biographisch-hermeneutischen Analyse von Interviews mit 14 verheirateten Frauen und Männern zu ihrer Partnerwahl und Beziehungsgeschichte. Die Interviewten sind in Deutschland aufgewachsen und leben in einer fränkischen Stadt mit 70.000 Einwohnern.

Selbstverständlich lassen sich die Ergebnisse dieser qualitativen Studie nicht in allen Aspekten auf die Situation in Großstädten oder auf die Lebensverhältnisse in sozialen Brennpunkten deprivierter Stadtviertel mit hohem Ausländeranteil übertragen. Die Ausführungen sind aber auch keineswegs mit einem Anspruch auf kontextunabhängige Allgemeingültigkeit verbunden. Vielmehr zeigt sich, dass gerade die Analyse der Kontextbezüge der Partnerwahl zum Erkenntnisgewinn über innere Zusammenhänge beiträgt.

Das Ziel der biographischen Analysen besteht darin, durch einen Vergleich der verschiedenen Fälle herauszuarbeiten, welche Einflussfaktoren für das Heiratsverhalten und die Partnerwahl türkischer Migrantinnen und Migranten der zweiten Generation rele-

vant sind. Die Analysen beziehen den sozialstrukturellen Handlungskontext, und die sozialen und kulturellen Ressourcen ebenso ein wie die individuellen Erwartungen und Bewertungen, die die Interviewten mit ihrer Partnerwahl verbinden.

Zunächst wird in Einzelfallanalysen herausgearbeitet, wie die Partnerwahl mit der Biographie verknüpft ist. Zentral sind dabei die Migrations- und Familienbiographie sowie die individuelle Bildungs- und Beziehungsbiographie. Welche biographischen Erlebnisse und Entscheidungen führten zur Wahl dieses Partners bzw. dieser Partnerin? Welche Entscheidungsalternativen gab es zu unterschiedlichen Zeitpunkten? Warum wurde gerade diese Alternative und keine andere gewählt? Welche Interessensgegensätze wurden sichtbar und wie wurde eine einvernehmliche oder strittige Lösung erzielt? Welche Folgen hatte die jeweils getroffene Wahl für den weiteren Verlauf? Welche Rolle spielte die Partnerwahlentscheidung im familiären Kontext?

Gegenstand der Analyse ist darüber hinaus der geschlechtsspezifische sozialstrukturelle Handlungsrahmen, in dem die Partnerwahl stattfindet. Hierzu zählen die Schicht- und Milieuzugehörigkeit, die Wohn- Bildungs- und Arbeitssituation und damit die sozialen Verkehrskreise (Foki) der Interviewten. Diese Faktoren sind ausschlaggebend dafür, welche Gelegenheiten die Angehörigen der zweiten Migrantengeneration jeweils haben, potentiellen Ehepartner(inne)n zu begegnen. Entscheidend ist dabei, in welche sozialen Netzwerke in Deutschland und in der Türkei die Interviewten und ihre Familienangehörigen jeweils eingebettet sind und welche Gelegenheiten zur inner- und interethnischen Begegnung ihr Handlungskontext bietet.

Ein weitere Frage betrifft die Konzepte und Alltagstheorien zu Liebe, Partnerwahl und Eheschließung. Im Einwanderungskontext ist vor allem die Auseinandersetzung mit verschiedenen Vorstellungen relevant, die in der Mehrheitsbevölkerung oder von anderen Angehörigen der türkischen Minderheit vertreten werden. Ein in diesem Zusammenhang immer wiederkehrendes Thema ist das Verhältnis zwischen individueller Selbstbestimmung und Familienorientierung.

5. ZENTRALE ERGEBNISSE

5.1. SOZIALE EINGLIEDERUNG

Die Analyse nationaler und lokaler amtlicher Statistiken aus Deutschland und der Türkei zeigt, dass ein Großteil der von der zweiten Generation geschlossenen Ehen transnational ist, also in der Türkei lebende Personen betrifft. Ein wesentlich kleinerer Teil repräsentiert innerhalb der Migrant*innenbevölkerung geschlossene Ehen. Interethnische Ehen machen hingegen den geringsten Teil aus.²

Wie die statistischen Analysen zeigen, wäre es voreilig, aus dieser Verteilung unmittelbar auf einen Rückzug in die Herkunftsgruppe (soziale Segregation) zu schließen oder eine starke Verbundenheit mit dem Herkunftsland zu konstatieren. Vielmehr wird das überwiegend innerethnische und größtenteils transnationale Heiratsverhalten durch verschiedene sozial-strukturelle Einflussfaktoren begünstigt, die nur teilweise mit sozialer Eingliederung in Verbindung gebracht werden können. Als wichtigste Faktoren wären zu nennen: die vergleichsweise geringe Aufenthaltsdauer der türkischen Migrant*innengruppe, sowie die Größe und die geschlechtsspezifische Struktur des innerethnischen Heiratsmarktes in Deutschland. Vor allem bei Männern scheint transnationales Heiratsverhalten oft dadurch bedingt, dass es in der türkischen Migrant*innenbevölkerung nur halb so viele ledige Frauen wie Männer gibt, weshalb letztere verstärkt auf den Heiratsmarkt in der Türkei ausweichen. Solche demographischen Faktoren zu berücksichtigen, erscheint unerlässlich, um nicht vorschnell von transnationalem Heiratsverhalten auf eine hohe Bewertung der Herkunftsbeziehungen zu schließen.

In der biographisch-hermeneutischen Studie wird anschließend untersucht, welche Faktoren auf der individuellen Handlungsebene dazu beitragen, bestimmte Heiratsoptionen zu ergreifen. Hier wird deutlich, dass nicht nur die Einstellung zu den verschiedenen Heiratsoptionen, sondern auch die Wahrscheinlichkeit, diese realisieren zu können, in erster Linie davon abhängt, wie das soziale Netzwerk von Angehörigen der zweiten Migran-

tengeneration strukturiert ist. Denn wie in der Familienforschung mehrfach belegt, bieten gerade bestehende soziale Verkehrskreise einzelnen Individuen Gelegenheit, potentielle Partnerinnen und Partner kennen zu lernen. Die Netzwerke fungieren gleichsam als Bindeglied zwischen den strukturellen Bedingungen des Heiratsmarktes und den individuellen Erwartungen sowie dem kulturellen Kapital der Akteure.

Im Vergleich zur ersten Migrant*innengeneration haben sich die transnationalen Beziehungen der zweiten Generation verändert: Angehörige der zweiten Generation sind meist nicht mehr persönlich eingebettet in das System wechselseitiger Austauschbeziehungen mit Verwandten, Freunden und Familienangehörigen am Herkunftsort. Sie fühlen sich deshalb auch nicht verpflichtet, transnationale Eheschließungen zu vermitteln oder gar selbst jemanden aus der 'Solidargruppe' - die aus ihrer Sicht keine mehr ist - zu heiraten, um eine Einwanderung nach Deutschland zu ermöglichen. Wenn Angehörige der zweiten Generation transnationale Ehen mit Personen aus der Herkunftsgruppe schließen, beruhen diese Ehen offensichtlich meist weniger auf einer besonderen Solidarbeziehung - wie oft vermutet wird - als vielmehr darauf, dass man sich persönlich als attraktive Partner kennen gelernt hat.³

Vor dem Hintergrund der beschriebenen Veränderungen und angesichts der unausgewogenen Geschlechterstruktur der türkischen Migrant*innengruppe wäre es jedenfalls voreilig, von transnationalem Heiratsverhalten auf eine starke Verbundenheit mit der Herkunftsgruppe zu schließen oder gar anzunehmen, hier würde an ursprünglichen Solidarbeziehungen festgehalten.

Ebenso wenig wäre es angebracht, innerethnisches Heiratsverhalten allgemein als Befürwortung sozialer Segregation zu werten und daraus auf einen Rückzug in die eigene Herkunftsgruppe zu schließen. Vielmehr ist zu bedenken, dass aufgrund der Struktur der sozialen Verkehrskreise die Gelegenheiten, Partner und Partnerinnen türkischer Herkunft kennen zu lernen, meist zahlreicher sind als die Gelegenheiten, Beziehungen zu Deutschen einzugehen.

Außerdem hat, wer eine innerethnische Ehe schließt, nicht unbedingt eine negative Einstellung zu interethnischen Ehen. Und selbst wer sich nicht vorstellen kann, Deutsche zu heiraten, mag in anderen Lebensbereichen durchaus an interethnischen Kontakten interessiert sein. Dass einige Interviewte zwar grundsätzlich interethnische Kontakte befürworten, aber dabei den Bereich der Ehe ausklammern, begründen sie damit, dass ihnen die in der deutschen Bevölkerung üblichen Beziehungsvorstellungen zu unverbindlich und für eine dauerhafte Partnerschaft wenig geeignet erscheinen. Der individualistische Lebensstil, den sie in der deutschen Bevölkerung als allgemein verbreitet wahrnehmen, stellt ihres Erachtens eine Gefahr für die Stabilität der Ehe dar. Allerdings werden auch solche Bedenken durchaus nicht von allen geteilt, die innerethnisch heiraten.

Weitgehende Einigkeit herrscht hingegen bezüglich der Ansicht, dass eine Heirat nicht allein die Ehepartner, sondern auch die übrige Familie, insbesondere die Eltern, etwas angeht. Deshalb waren die Interviewten bei ihrer Ehepartnerwahl keineswegs nur auf ihr eigenes Glück bedacht, sondern darüber hinaus bereit, auf die Interessen und das soziale Ansehen ihrer Eltern Rücksicht zu nehmen. Was freilich nicht heißt, dass sie ihre eigenen Wünsche denen der Eltern untergeordnet hätten. Doch ihre Äußerungen zeigen, dass sie gerade hinsichtlich der Frage interethnischer Ehen, sehr wohl darüber nachdenken, was das für ihre Eltern bedeuten würde. Insofern erweist es sich bei der Analyse ihrer Partnerwahl auch als außerordentlich wichtig, nicht nur das jeweils individuell zur Verfügung stehende soziale und kulturelle Kapital zu berücksichtigen, sondern darüber hinaus auch zu fragen, wie das Kapital der Familie strukturiert ist und welche Vor- und Nachteile mit der Realisierung unterschiedlicher Heiratsoptionen verbunden wären.

5.2. SELBSTBESTIMMUNG UND FAMILIENORIENTIERUNG

Neben den unterschiedlichen Heiratsoptionen werden in der vorliegenden Studie auch die Partnerwahlmodi untersucht, die von Angehörigen der zweiten Migrantengeneration praktiziert werden. Im Zentrum dieser Analysen steht die Frage, inwiefern die

Familienorientierung und der Respekt vor den Eltern - Eigenschaften, die bei allen Interviewten relativ stark ausgeprägt sind - selbstbestimmtes Handeln zulassen: Kann man frei entscheiden, wen man heiraten will, wenn man familiäre Interessen berücksichtigen und die Eltern nicht vor den Kopf stoßen will? Diese Frage betrifft insbesondere arrangierte Ehen. Denn hier kann im Extremfall eine Ehe geschlossen werden, die dem eigenen Willen widerspricht, während bei einer selbst organisierten Partnerwahl schlimmstenfalls den Eltern bzw. der Familie zuliebe auf eine Heirat verzichtet wird.

Um das Verhältnis von Selbstbestimmung und Familienorientierung im Partnerwahlmodus der arrangierten Ehe zu analysieren, wurde untersucht, welche Regeln einer im Familienverband getroffenen Heiratsentscheidung zugrunde liegen bzw. im idealtypischen Fall zugrunde liegen sollten. Demnach hängt die Vereinbarkeit von Selbstbestimmung und Familienorientierung bei der arrangierten Partnerwahl entscheidend davon ab, wie die beteiligten Familienmitglieder ihre Interessen kommunizieren. Besonders deutlich wird dies anhand der sequentiellen Textanalyse eines Interviews über eine arrangierte Eheschließung. Hier lässt sich erkennen, wie mittels diplomatischer Umgangsformen, die den zeitlichen Handlungsspielraum erweitern und mit Hilfe einer subtilen Form der Kommunikation, bei der die Beteiligten ihre Wünsche nicht direkt äußern, sondern durch Andeutungen zu verstehen geben, Familien gemeinsam eine Entscheidung treffen können, die von allen Mitgliedern getragen wird.

Anhand der Fallstudie wird zudem gezeigt, dass sich die innere Logik der arrangierten Eheschließung aus einem bestimmten Verständnis von Ehe erschließt, welches diesem Modus der Partnerwahl zugrunde liegt: Arrangierte Ehen basieren auf einem Beziehungskonzept, demzufolge die Ehebeziehung nicht auf das Paar reduziert (dyadisch), sondern weitgehend eingebettet ist in den Familienverband und in die jeweiligen sozialen Netzwerke beider Partner (duofokal). Entsprechend wird auch die Wahl des Ehepartners nicht allein getroffen, sondern durch die Familie unterstützt. Der Entschluss zu heiraten basiert hier nicht wie bei dyadisch konzipierten Ehen darauf, dass die Partner im Lauf ei-

ner vorehelichen Beziehung feststellen, so gut zueinander zu passen, dass sie heiraten können, sondern darauf, dass die Familie gemeinsam zu dem Ergebnis kommt, dass alle Voraussetzungen vorliegen, die eine glückliche und stabile Ehe ermöglichen. Dazu gehört neben dem Einverständnis der Heiratskandidat(inn)en auch die insgesamt positive Bewertung ihres Charakters und ihrer sozialen, familiären und beruflichen Lebensumstände.

Wie die Berichte der Interviewten zeigen, schlagen offensichtlich die meisten Versuche einer Eheanbahnung fehl, weil die Beteiligten übereinstimmend zu der Überzeugung gelangen, dass eine Heirat wenig Aussicht auf Erfolg hätte. Daneben gibt es aber auch Fälle, in denen die Heiratskandidat(inn)en und ihre Familien unterschiedlicher Meinung sind. Sei es, dass sie heiraten wollen, obwohl ihre Familie dagegen ist, sei es, dass ihre Familie sie zu einer Heirat bewegen will, der sie selbst nicht zustimmen.

In der Studie werden mehrere solcher kritischen Fälle analysiert, um einerseits herauszufinden, welche Möglichkeiten bestehen, Interessenkonflikte zu lösen, und um andererseits mehr darüber zu erfahren, warum es manchen Migranten und Migrantinnen der zweiten Generation nicht gelingt, ihre eigenen Interessen durchzusetzen, so dass sie sich gegen ihren Willen in eine Ehe drängen lassen.

Es gibt mehrere Strategien, um einen von der Familie nicht akzeptierten Heiratswunsch durchzusetzen. Eine davon besteht darin, von zuhause wegzulaufen, miteinander zu schlafen und die Eltern damit vor vollendete Tatsachen zu stellen, so dass ihnen kaum etwas anderes übrig bleibt als schließlich in die Heirat einzuwilligen. Dass diese Strategie zum traditionellen Handlungsrepertoire gehört, mag als ein Hinweis darauf gewertet werden, dass nicht einmal die traditionelle Heiratspraxis so 'unfrei' ist, wie oft vermutet wird.

Daneben werden auch andere Strategien geschildert, mittels derer Interviewte ihre eigenen Interessen gegen familiäre geltend gemacht bzw. damit in Einklang gebracht haben, ohne dabei die Eltern vor den Kopf zu stoßen. Denn auch bei Ehen, die auf einer

selbst organisierten Partnerwahl beruhen, schien den Beteiligten mehr daran zu liegen, Gemeinsamkeit zu betonen als Individualität. Diese Herstellung von Gemeinsamkeit gelang in erster Linie aufgrund der Art und Weise, in der die eigenen Interessen kommuniziert wurden: man respektiert die Existenz unterschiedlicher Ansichten, ohne darauf zu bestehen, dass die anderen die eigenen Ansichten übernehmen, und man handelt stillschweigend, anstatt die Handlungsabsicht im Vorfeld zu diskutieren.

Mit der Darstellung von erfolgreich praktizierten Strategien der Konfliktlösung lässt sich freilich nicht die Frage beantworten, warum es immer wieder vorkommt, dass junge Migrantinnen und Migranten sich in eine Ehe drängen lassen, die nicht ihrem eigenen Wunsch entspricht. Allerdings kann durch die Analyse der inneren Logik, die dem idealtypischen Handlungsschema der arrangierten Eheschließung zugrunde liegt, gezeigt werden, dass bei arrangierten Ehen keineswegs per se familiäre Interessen über individuellen stehen. Wo dies dennoch der Fall ist, stellt sich die Frage nach dem spezifischen Handlungskontext und insbesondere nach den innerfamiliären Machtverhältnissen. Die Ursachen für Machtmissbrauch sind jeweils in den konkreten psychosozialen Verhältnissen des Einzelfalles zu suchen, und nicht etwa unmittelbar aus dem System der arrangierten Ehe abzuleiten, wie dies immer wieder geschieht.

6. AUSBLICK

Die vorliegende Studie hat explorativen Charakter und bildet insofern eine fundierte Basis für weitere Untersuchungen der sozialen Eingliederung von Migrantinnen und Migranten im privaten bzw. familiären Bereich. Sie verweist auf die Vielschichtigkeit der Einflussfaktoren interethnischer Beziehungen und verdeutlicht, dass der Prozess der Eingliederung in die private Sphäre der Aufnahmegesellschaft kein Nullsummenspiel darstellt, bei dem inner- und interethnische Beziehungen gegeneinander aufgewogen werden. Ob eine Eheschließung innerhalb der eigenen Herkunftsgruppe einen Zusammenhang zur Bewertung interethnischer Beziehungen und Eheschließungen aufweist, ist jeweils zu

analysieren und kann nicht per se vorausgesetzt werden. Aus der bloßen Tatsache, dass eine Migrantengruppe vorwiegend innerethnische Ehen schließt, kann nicht unmittelbar auf die Befürwortung sozialer Segregation geschlossen werden.

Eben so wenig kann davon ausgegangen werden, dass Personen, die über soziales und kulturelles Kapital verfügen, welches ihnen erlaubt, sowohl inner- als auch interethnisch zu heiraten, sich im Regelfall für eine interethnische Ehe entscheiden. Interethnische Eheschließungen mit Angehörigen der Mehrheitsbevölkerung sind keineswegs allgemein als marrying-up zu interpretieren, wie dies immer wieder - meist unterschwellig - geschieht.

Statt dessen kann die Einheirat in die Mehrheitsbevölkerung mit einem Verlust an innerethnischem Kapital verbunden sein, wobei fraglich ist, inwiefern sie mit einem Gewinn an interethnischem Kapital einhergeht. Hierbei ist insbesondere daran zu denken, dass in der türkischen Migrantengruppe der Familienorientierung ein hoher Wert zugemessen wird. Gerade sie könnte aber durch eine interethnische Heirat gefährdet werden, da das Verhältnis zwischen Selbstbestimmung und Familienorientierung in der Mehrheitsbevölkerung anders geregelt ist. Während Angehörige der deutschen Bevölkerung insbesondere als junge Erwachsene dazu tendieren, Selbstbestimmung und Familienorientierung als Gegenpole zu betrachten, sind Angehörige der türkischen Migrantengruppe eher darum bemüht, beide Werte miteinander zu vereinen und eine Balance herzustellen. Weiterführende Untersuchungen zu interethnischen Beziehungen sollten diese unterschiedliche Gewichtung berücksichtigen, ohne den Fehler zu begehen, die eine Haltung als modern und die andere als traditionell zu interpretieren. Vielmehr ist zu bedenken, dass Familienorientierung in anderen Gesellschaften durchaus als inhärenter Bestandteil der Moderne gesehen wird.

Zudem ist zu bedenken, dass soziale Eingliederung ein interaktiver Prozess ist. Deshalb ist die Interaktion zwischen Mehrheit und Minderheit in die Analyse einzubeziehen. Wenn in der Diskussion über die soziale Eingliederung der Migrantengruppe

bisweilen über die vermeintlich geringe Zahl deutsch-türkischer Ehen geklagt wird, so ist auch zu beachten, wie Deutsche zu Ehen mit türkischen Migrantinnen und Migranten stehen. Interethnische Eheschließungen sind insofern nicht als einseitige Assimilationshandlungen von Migranten und Migrantinnen zu verstehen, da schließlich auch die Mehrheitsbevölkerung zur Aufnahme solch enger Beziehungen bereit sein muss. Die Entwicklung interethnischer Ehen gibt vielmehr Aufschluss über die interaktiven Prozesse sozialer Annäherung und Abgrenzung zwischen Mehrheit und Minderheit.

ANMERKUNGEN

¹ Der Begriff „Transnationale Ehe“ bezeichnet Ehen, die Migrant(inn)en mit Personen eingehen, die vor der Heirat im Herkunftsland leben.

² Vgl. Straßburger (2000) *Das Heiratsverhalten von Personen ausländischer Nationalität oder Herkunft in Deutschland*, in: Sachverständigenkommission 6. Familienbericht (Hg.) Familien ausländischer Herkunft in Deutschland: Empirische Beiträge zur Familienentwicklung und Akkulturation. Materialien zum 6. Familienbericht, Band I, Opladen, S.9-48.

³ Vgl. Straßburger (2001) *Warum aus der Türkei? Zum Hintergrund transnationaler Ehen der zweiten Migrantengeneration*, in: Migration und Soziale Arbeit, 1/2001, S.34-39.

KULTUREN IM KAMPF ODER IM DIALOG?

FESTVORTRAG

VON PROF. DR. MICHAEL VON BRÜCK

„Es kann keinen echten Frieden geben ohne Respekt vor der Würde der Personen und der Völker, vor den Rechten und Pflichten eines jeden und ohne eine gerechte Verteilung der Güter und Lasten unter den Einzelnen und Gemeinschaften. Man darf nicht vergessen, dass Situationen der Unterdrückung und Ausgrenzung oft am Anfang von Äußerungen der Gewalt und des Terrorismus stehen...“ (Papst Johannes Paul II, Welttreffen der Religionen in Assisi, 24.1.2002)

Was heißt das, wenn die hehren Worte nicht Sonntagsreden bleiben, sondern den politischen und religiösen Alltag der Menschheit tatsächlich umgestalten sollen? Immerhin ist es nicht lange her, dass Samuel Huntington den Zusammenprall der Kulturen ansagte, und die Ereignisse der letzten Monate, weltweit, scheinen ihm Recht zu geben. Wirklich? Geht es um westliche Zivilisation versus Mittelalter – welches eigentlich? Geht es um Bildung gegen Unbildung, um Reiche gegen Arme, um Öl und Macht? Es geht jedenfalls auch, und das macht die Angelegenheit so tödlich brisant, um absolute Geltungsansprüche, die wir meistens mit dem Begriff der Religionen verbinden. Darum ist das Problem des Zusammenpralls der Kulturen ganz wesentlich und im Kern die Auseinandersetzung bzw. der Dialog der Religionen.

GRENZEN DES WACHSTUMS UND PLURALISIERUNG

Als der Club of Rome in den sechziger Jahren die Grenzen des Wachstums bewusst machte, veränderte dies die Wahrnehmung der ökonomischen und soziokulturellen Strukturen zunächst in den entwickelten Gesellschaften, dann auch in den sogenannten Entwicklungsländern. Dabei war offensichtlich, dass die Grenzen des *quantitativen* Wachstums gemeint waren, während offen

blieb, was denn ein *qualitatives* Wachstum sei und wie die damit verbundenen Möglichkeiten verstanden werden könnten. Die in der Moderne fortschreitende Quantifizierung aller Lebensprozesse ist ja gerade das Symptom der Maßlosigkeit. Denn das qualitative Maß erst gibt Gestalt. Das ist nicht allein ein Problem der Ästhetik, sondern auch der Politik, wobei das Defizit in beiden Problembereichen jene Welt ohne Maß hervorbringt, die letztlich durch den Verlust des Qualitativen der Religion gekennzeichnet ist. Jedenfalls wissen wir, dass die Kategorie des Qualitativen in den Kulturen der Menschheit höchst unterschiedlich bestimmt wird. Das, was ein „gutes Leben“ sei, ist zwischen den Religionen, aber durchaus ja auch innerhalb der Religionen, umstritten. Menschen streben nach Verwirklichung von Werten und Idealen wegen der bereits beschriebenen Differenz von Anspruch und Wirklichkeit. Sowohl die Lebenswirklichkeit als auch die Wünsche nach Veränderung werden von gesellschaftlichen wie individuellen Erwartungen geprägt, und Menschen verändern ihre Erwartungen auf Grund von Erfahrungen. Religionen haben im Laufe der Geschichte Wertemuster und Deutungen der Welt und des Lebens des Menschen geschaffen, die auf Erfahrung beruhen und in Traditionen weitergegeben werden. Solche langen Traditionen schaffen Stabilität über die Zeitläufte hinweg (diachronisch), und sie geben den Menschen auch Halt über die Anpassung an neue Orte und Kontexte (diatopisch) hinweg. Die großen Traditionen - die chinesische Welt, die indische Kultur, die afrikanischen Kulturen, die indianischen Kulturen, die jüdische Gemeinschaft, die europäisch-christliche Tradition, die islamische Welt - haben relativ verlässliche Lebenswelten geschaffen, mit denen sich Menschen identifizieren konnten. Trafen diese Kulturen aufeinander in friedlichen oder konfliktgeladenen Begegnungen, wurden die Unterschiede bewusst, d.h. man erkannte, wer man war oder sein wollte (oder was man auch nicht sein wollte). In der Vergangenheit verliefen solche Kulturkontakte und gegenseitigen Durchdringungen bzw. Abgrenzungen relativ langsam ab.

In dem Maße, in dem die Kontexte und historischen Erfahrungen heute einander mit hoher Geschwindigkeit durchdringen, entstehen neue und weniger homogene Lebensmuster, die Unterschiedliches gleichzeitig gelten lassen, ohne alles zu verschmel-

zen. Dies ist die Pluralisierung der modernen Lebenswelt. Dadurch schwindet die traditionsgesicherte Stabilität. Dabei verschiebt sich auch der Horizont des geschichtlichen Handlungsraumes: Der Mensch *erkennt*, dass er in einer begrenzten Ökosphäre lebt, die er gestaltet und die ihn gestaltet. Er ist Subjekt und Objekt seines eigenen wirtschaftlichen und kulturell-politischen Handelns zugleich, d.h. Täter und Objekt des eigenen Tuns, wodurch er sein Wohlergehen und Scheitern selbst verantwortet. Mit anderen Worten: Der Mensch selbst ist das Problem. Dies ist die eigentliche Veränderung in der Wahrnehmung der letzten Jahrzehnte, von der alle Religionen betroffen sind. Das kulturelle Handeln und das wirtschaftliche Handeln erscheinen damit viel enger aufeinander bezogen als zuvor: Der Mensch gestaltet sich, indem er produziert, und er produziert seine eigene Gestaltung. Das trifft in gleicherweise auf die Ökonomie und das kulturelle Handeln des Menschen zu, und beide sind voneinander abhängig. Es trifft auch das, was wir mit Religionen bezeichnen, die, wie wir wissen, einem dramatischen Wandel unterzogen sind, ganz besonders in den letzten Jahrhunderten der europäischen Geschichte.

Hatte die Aufklärung den allmächtigen Gott entthront und damit die Voraussetzungen für die Allmachtsphantasien des modernen Menschen geschaffen, so relativierte die Psychologie des 19. Jahrhunderts, vor allem Sigmund Freud, die Allmacht der humanen Vernunft durch die Freilegung der Strukturen des Unbewussten. Das ökologische Wahrnehmungsmodell der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts aber entthronte auch die Allmacht des Menschen als Macher (*homo faber*), insofern die Grenzen der quantitativen Expansion als Grenzen des Machbaren überhaupt wahrgenommen wurden. Der Mensch stößt einerseits an quantitative Grenzen, andererseits nimmt er die Pluralität der Sprachen, Kulturen und Religionen wahr. Mit der Expansion Europas lernten die Europäer, sich an anderen zu messen. Dies begründete Selbstbewusstsein, relativierte aber auch die eigene Kultur und Religion. Heute gilt faktisch: Es gibt zahlreiche Geltungsansprüche, die nicht miteinander kompatibel sind.

IDENTITÄT UND IDENTIFIKATION

Die Traditionsbildung in den Kulturen ist ein Prozess der Selbstidentifikation, wobei es zur Abgrenzung und teilweisen Identifikation kommt. Die Begegnung unterschiedlicher Kulturen ist so alt, wie die dokumentierte Geschichte zurückreicht. Man weiß, wer man ist, durch die Abgrenzung vom anderen, aber man übernimmt beim Vergleichen und Übersetzen Elemente der je anderen Kultur. Jede uns heute bekannte Kultur ist synthetisch. Das Eigene ist und bleibt auf das Andere angewiesen. Es kommt aber noch ein wesentlicher Faktor hinzu: Das als das „Andere“ erlebte Gegenüber ist in hohem Grade der eigene Schatten, d.h. die verdrängten und nicht verwirklichten Realitätsbereiche des eigenen Wesens. Das Andere als das Verdrängte wird umso heftiger abgelehnt, je näher es den eigenen Potentialen liegt – deshalb sind gerade oft einander nah verwandte Religionen in besonders heftige Identitätskämpfe verwickelt, wie die Geschichte von Judentum, Christentum und Islam lehrt.¹

Um die Identifikation und Kommunikation zu vereinfachen, wird oft *ein* Merkmal verallgemeinert und absolut gesetzt, d.h. *der* Deutsche, *der* Jude, *der* Muslim soll dann *diese* oder *jene* Eigenart aufweisen. Kulturelle bzw. religiöse Identität entsteht häufig dadurch, dass soziale Gruppen solche Kulturstandards übernehmen, die in dieser vereinfachten Verallgemeinerung nur deshalb erscheinen können, weil das jeweils Eigene als unterschieden von der Praxis der Anderen erfahren wird. Die Identifikation geschieht also durch Abgrenzung. Das Andere ist damit immerhin Quelle der Selbsterkenntnis und Selbstbejahung - man weiß, wer man ist, wenn man zu sagen vermag, wer man nicht ist oder nicht sein möchte. Soziale oder religiöse Urteile sehen den Anderen durch die „Brille“ dieser Selbstvergewisserung. Es handelt sich um einen Prozess gegenseitiger Identitätsbildung.

Das oder der Andere wird nun aber unter zwei Bedingungen zum „Fremden“:

a) wenn grundsätzlich ein Verstehen von Merkmalen oder Eigenschaften nicht möglich ist, weil Vergleichbares in der eigenen kulturellen Erfahrung fehlt, wobei Vergleichbarkeit durch Ähnlichkeit oder auch durch Kontrast entstehen kann,

b) wenn aus individuell bedingten oder durch politische Konstellationen hervorgerufenen Gründen das Andere kraft seiner Faszination oder seines Machtanspruchs bedrohlich für die eigene Identität erlebt wird, weshalb es dann ausgegrenzt wird.

Das Fremde oder der Fremde erscheint in Mythen und Erzählungen in der Religionsgeschichte sehr häufig als Gast und/oder Fremder, der unversehens anklopft und sich später als Gottheit offenbart. Es ist dies das Motiv des ambivalent erfahrenen *Andere*: Es ist unheimlich, d.h. es fordert den Menschen heraus, aus sich herauszugehen oder über sich hinauszuwachsen, seine eigene Identität zu übersteigen und sich der neuen Situation als gewachsen zu erweisen oder auch nicht. Gelingt es nicht, das Fremde als Möglichkeit des Eigenen zu verstehen und anzunehmen, d.h. „Gott“ gebührend zu empfangen, erweist sich der/das Fremde als zerstörerisch und entpuppt sich als die eigene Verdammung, d.h. es ist zum Feind geworden.

Das Fremde wird zum „Feind“, wenn das Andere nicht als Chance begriffen wird, sondern wenn sich der einzelne Mensch oder die Gruppe abgrenzen zu müssen glaubt bzw. wenn umgekehrt das/der Andere sich der individuellen oder kollektiven Manipulation widersetzt und mit Gegenprojektionen reagiert. Zur Stabilisierung der Zusammengehörigkeit von Gruppen werden dann Feindbilder konstruiert, die eine Eigendynamik angedeuteten reziproken Sinn gewinnen, d.h. unter dem Wahrnehmungsmuster des Feindbildes nimmt man genau das wahr, was man wahrnehmen will, um die eigene Identität zu stabilisieren, die durch den Übergang des Anderen zum Fremden bedroht worden war.

Der Begriff der Identität muss nun aber genauer bestimmt werden. Wir leben nämlich gleichzeitig in durchaus unterschiedlichen Identitäten. Man braucht nur zu bedenken, dass spezifische re-

gionale Identitäten (als Bayern oder Sachsen usw.) neben der gemeinsamen nationalen Identität wirksam sind. Andere Identitäten, wie z.B. konfessionelle, berufliche, interessengestimmte, überschneiden sich mit der nationalen Identität. Je nachdem können sich Kraftfahrer oder Schriftsteller unterschiedlicher Nationen gegen ihre eigene Nation miteinander verbünden, um bestimmte Interessen durchzusetzen. Oder nehmen wir als Beispiel mehrfacher und überlagernder Identität die Reiseerfahrung vieler Menschen: Wenn wir uns in Deutschland bewegen, identifizieren wir uns im Gespräch im Zugabteil als Bayern oder Hessen oder Sachsen, im Horizont Europas betrachten wir uns eher in der weiteren Identität als Deutsche. Wenn wir uns im Rahmen der ganzen Menschheit sehen, identifizieren wir uns als Europäer usw.² Die Identitätsebene, die ich erfahre, hängt ab von dem Rahmen, in dem ich mich jeweils bewege. Identitäten sind aber auch manipulierbar, und zwar sowohl durch mich selbst als auch durch andere. Das bedeutet, dass Identität von Projektionen gesteuert wird, die durchschaut werden, wenn man erkennt, womit man sich identifizieren will. In eine „Identitätsfalle“ gerät der Mensch, wenn seine Identität von Gruppen, Organisationen oder „Idealen“ manipuliert wird, deren „Größe“ er sich borgt, um zu etwas Bedeutendem zu gehören, die aber etwas ganz anderes sind, als sie vorgeben. Identität ist abhängig von Erkenntnis. Und jede Erkenntnis schafft eine Transformation von Identität. Darin besteht die Chance der interreligiösen Begegnung, wenn man denn lernt, die Chance wahrzunehmen.

Ähnliches gilt auch für die religiöse Identität - konfessionelle Identifikationen verlieren an Bedeutung im Horizont der Begegnung mit einer anderen Religion, und die Abgrenzung in Religionen verliert zumindest partiell ihre Funktion als Identifikationsmerkmal in einem säkular-atheistischen Kontext - hier zählt dann, ob man „gläubig“ ist, wie verschieden der Glaube tatsächlich auch sein kann.³ Auch religiöse Identitäten können also je nach dem Bezugssystem wechseln. Sie sind nicht beliebig oder austauschbar, wohl aber stellt die Identitätspyramide den Menschen in einen jeweils weiteren Horizont.

In der heutigen Auseinandersetzung zwischen Religionen und Nationen, zwischen Fundamentalisten und Liberalen aller Art, zwischen Feminist(inn)en und Patriarchal-Konservativen spielen Identitätskonflikte eine entscheidende Rolle. Dabei erscheinen Pluralismus und Identitätsstreben oft als Widerspruch. Denn Pluralismus bedeutet Gleichberechtigung von Verschiedenem, Identität sucht nach Kontinuität in Abgrenzung, die sich oft in Abwertung des Fremden auswirkt.

Wir müssen in Betracht ziehen, dass die heutigen Identitäten der Religionen, Kulturen und Nationen über Jahrtausende hinweg langsam gewachsen sind. Sie sind zusammengewachsen aus Traditionen, die zuvor durchaus verschieden waren. Religionen sind Synthesen von Verschiedenem, und sie bleiben nur lebendig, wenn diese Integration von Neuem, also die Synthese (die auch Abstoßung und Überwindung von eigenen alten wie auch fremden Denk- und Verhaltensmustern einschließt) nicht zum Stillstand kommt. Das, was wir als religiöse Strömungen und Bewegungen über die Jahrhunderte erkennen können, hat immer irgendwo eine Wurzel, die mehrgliedrig ist. Alle modernen Religionen, die wir kennen, wurzeln in mehreren Kulturen oder mehreren Ursprungssituationen. Das gilt selbstverständlich auch für das Christentum. Religionen sterben dann ab, wenn sie sklerotisch oder starr werden, wenn sich ihre Identität verfestigt und sie nicht mehr in der Lage sind, Neues assimilieren und dissimilieren zu können, wenn sie die durch kulturelle Entwicklung bedingte Anpassung nicht mehr leisten können. Nicht selten existieren sie aber in erstarrten institutionalisierten Formen weiter und können gefährlich werden, weil sie nur noch mit dem eigenen Existenz- und Machterhalt beschäftigt sind.

Jede Tradition ringt geschichtlich um ihre immer wieder neu zu gestaltende Identität, und sie kann dabei anderes aufnehmen und Überlebtes abstoßen. Genau dies geschieht heute weltweit. Die Religionen befinden sich in einer fundamentalen Krise angesichts des Säkularismus bzw. der ökonomisierten Kultur, in die sich die Welt hinein entwickelt hat. Das ist in Indien nicht anders als in Japan oder in Europa bzw. der arabischen Welt.

VERSTEHEN ALS DIALOG

Verstehen des Fremden geschieht durch Übersetzungen in die eigene Sprach- und Vorstellungswelt. Betrachten wir Kulturen oder Religionen als einen „Text“, so können wir sagen: Übersetzungen eines Textes ereignen sich in einem Kontext, der eine neue Textur erzeugt, die von den historisch bedingten Umständen der wahrgenommenen wie der wahrnehmenden Seite konditioniert wird. Im Dialog wird der Sachverhalt noch komplizierter, weil beide Seiten wahrnehmende und wahrgenommene Subjekte bzw. „zwei immanente Selbstverständnisse“ zugleich sind, d.h. Dialog ist ein sprachlich kreativer Prozess. Er bildet nicht nur Gegebenes ab, sondern schafft in Abhängigkeit von der Geschichte der jeweiligen Traditionen neue Wahrnehmungs- und Kommunikationsmuster. Mit anderen Worten: Deutung (bzw. Übersetzung) von Religion verändert Religion. Wir reden damit nicht einem radikalen Konstruktivismus das Wort, der behaupten würde, außerhalb unserer Wahrnehmung und Deutung wäre keine Wirklichkeit. Aber es verbietet sich auch jeder naive Realismus, der die Wirklichkeit so abbilden zu können meint, „wie sie ist“. Vielmehr gehen wir von einem relativen Konstruktivismus aus, der voraussetzt, dass wir tatsächlich Erscheinungen, die außerhalb unserer selbst gegeben sind, wahrnehmen. Diese Wahrnehmung ist aber immer schon intersubjektiv gedeutet auf der Grundlage von verschiedenen und geschichtlich sich ständig verändernden Traditionen. Die interreligiöse Begegnung bzw. der Dialog besteht darin, einen (zeitlich begrenzten) intersubjektiven Wahrnehmungskonsens zwischen verschiedenen Traditionen zu erzielen. Ob daraus auch ein bewusst gewollter Deutungskonsens folgt, ist eine zweite Frage, wobei es allerdings, wie wir sahen, keine ungedeutete Wahrnehmung gibt.

Der religionsphilosophische Widerspruch besteht darin, dass sich Religionen einem absoluten Anspruch verdanken und diesen universal geltend machen wollen, wohl auch müssen, gleichzeitig aber partikular und historisch bedingt sind und somit ihren eigenen Anspruch unterlaufen. Birgt die Erkenntnis dieses Dilemmas bereits eine Lösung in sich?

Religionen, die eine universale Weltdeutung und einen entsprechenden Lebensanspruch vermittelten, wie z.B. Buddhismus, Christentum und Islam, haben immer schon auf andere Kulturen ausgegriffen. Jede derartige Religion hat nach ihrem Selbstverständnis nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, sich selbst darzustellen und anderen Menschen vorzustellen. Die christliche Missionsgeschichte muss daher unter zwei Gesichtspunkten betrachtet werden:

- Auf der einen Seite spiegelt sie die legitime Darstellung des Zeugnisses des christlichen Glaubens in der Welt als Heilsangebot für alle Menschen wider.

- Auf der anderen Seite jedoch ist sie untrennbar mit der Kolonialgeschichte Europas bzw. Nordamerikas verbunden, die in der islamischen, der buddhistischen Welt, der amerikanischen, der hinduistischen, der afrikanischen Welt tiefe Verletzungen hinterlassen hat.

Aus diesem Grunde ist „Mission“ problematisch geworden. Mission verdeckt und verhindert aufgrund des zweiten Gesichtspunktes eher das, was dialogisch zu tun geboten ist, nämlich Zeugnis zu geben von dem Grunddatum der christlichen Geschichte, also von der unbedingten Liebe Gottes in der Person Jesu Christi. Wenn die christlichen Kirchen aus Macht- und/oder Identitätsinteressen an dieser Missionsgeschichte festhalten und sich nicht zu der Schuld bekennen, die mit ihr verbunden ist, werden die christlichen Partner im Dialog der Religionen das nicht einbringen können, was sie als spezifisch christlichen Beitrag einbringen sollten: die Erfahrung, dass das Heil Gottes allen Menschen zugesagt und tatsächlich unbedingte wirksam ist. Im Gegenteil, Mission dieser Art zerstört Vertrauen, verletzt die Identität des anderen und munitioniert den Kampf um Macht und Wirtschaftsinteressen mit religiösen Argumenten.

Das heißt: Im Kern ist die Botschaft von der unbedingten Liebe Gottes, wie sie sich in Jesus Christus zeigt, für jeden Menschen

bedeutsam. Das bedeutet jedoch nicht, dass die bestimmte Form des Christentums, wie sie sich institutionell und auch theologisch entwickelt hat, universal wäre. Das trifft ebenso auf den Islam und den Buddhismus, ja auf jede Religion zu. Denn Erkenntnis ist partikular und an eine jeweils ganz bestimmte Tradition und Sprache gebunden. Sofern aber, wie es heute der Fall ist, das Interpretationsfeld interreligiös wird, sind davon die Methoden des Verstehens, d.h. die Möglichkeitsbedingungen von Wahrheitserkenntnis, betroffen.

Gerade indem im Christentum Christus als die Wahrheit selbst verstanden wird, darf diese nicht mit historisch in Raum und Zeit bedingten Wahrheitsaussagen identifiziert werden, weil sonst Bedingtes absolut gesetzt würde, was, christlich gesprochen, Vergötzung von Begriffen und menschlichen Formen wäre. Hinsichtlich des Islam ist dies schwieriger. Aber auch der Islam kennt pluralistische Modelle seiner Selbstinterpretation. Der Islam selbst ist vielgestaltig. Das allein erweist die Relativierung seiner Gestalten durch die Geschichte.

Christlich gesprochen lässt sich das Argument so zuspitzen:

Wenn Gott unbedingt liebt, kann diese Liebe nicht nur bestimmte Menschen betreffen und andere ausschließen. Sonst wäre die Liebe bedingt. Also muss nach der Heilslogik unbedingten Liebens das Heil faktisch universal sein. Weil demzufolge Gottes Liebe auch jedem menschlichen Erkennen derselben vorausgeht, sind alle Menschen im Heil, ob sie es wissen oder nicht. Erkenntnis ist Überwindung des Zweifels und die existentielle Realisierung dieser Heils-Einheit, die symbolisch z.B. unter den partikularen Symbolen des mystischen Leibes Christi oder der universalen Buddha-Natur versprachlicht worden ist. Dieses Geschenk Gottes ist für Christen in Jesus Christus unzweideutig erschienen, aber nicht nur dort, wie die Logik des Heils und auch die tatsächliche Heilsgeschichte vor, nach und außerhalb christlicher Heilsdeutung lehrt. Deshalb gilt: Glaube an Christus bedeutet, für alle Wahrheit und alle Wirklichkeit offen zu sein - nicht an einer Wahrheit und einer Wirklichkeit anzuhaften. Auf Christus vertrauen heißt, alle Vorurteile sowie Verteidigungsstellungen fal-

lenzulassen und alles zu empfangen, was nur empfangen werden kann.

DIALOG ODER KAMPF DER KULTUREN?

Kulturen treten im Plural auf. In der gegenwärtigen und auch für die Zukunft absehbaren Menschheitsgeschichte wird sich das nicht ändern. Widerspricht diese kulturelle Pluralität dem religiösen Anspruch, die Pluralität der Wirklichkeit in einen sinnvollen Rahmen einzuordnen, d.h. Einheit wahrzunehmen, wo Vielheit als bedrohlich erlebt wird? Unsere hypothetische Antwort lautet: Dies ist möglich, aber nicht unvermeidlich. Unter welchen Bedingungen wird also kulturelle Pluralität als Bedrohung für die einheitsstiftende Sinngebung erlebt, die Religion anbieten möchte?

Unter Bedingungen, die mit Angst, Identitätsverlust und eigener Unsicherheit zu tun haben. Und unter Bedingungen, unter denen der jeweils eigene religiöse Absolutheitsanspruch die Interessen der Expansion ökonomischer, politischer und kultureller Macht unterstützen oder verschleiern soll. Wo kulturelle Deprivation durch an den Himmel projizierte Absolutheitsansprüche kompensiert wird, wo Herrschende vom ökonomischen und politischen Desaster ablenken wollen, das sie selbst angerichtet haben, und wo Unwissende verführt werden, in der Religion einen Ersatz für ihre erbärmlichen Lebensverhältnisse zu finden, dort entsteht das explosive Gemisch von Motivationen und Irrungen, die den Kampf der Kulturen und Religionen ansagen.

Denn theologisch kann doch ein reifes Urteil über die Religionsgeschichte nur heißen, dass Gott immer größer ist (deus semper maior) und eben nicht in menschlichen Projektionen aufgeht und sich nicht dem menschlichen Zugriff, das heißt auch nicht dem dogmatischen Begriff, einordnen lässt!

Was aber bedeutet das praktisch? Wie kann ein drohender Kampf von Religionen, aus welchen Gründen auch immer, vermieden werden und stattdessen Kooperation der Religionen ein

gedeihlicheres Miteinander der Menschen zum Programm machen?

GEMEINSAMES ETHOS DER RELIGIONEN?

Viele Religionen kennen das Prinzip der „Goldenen Regel“. Die Einheit von Gottes- und Nächstenliebe (bzw. ihre Äquivalente) gibt es keineswegs nur im Christentum. Natürlich herrschen Unterschiede bei der Bewertung der Maßstäbe. Und gewiss lässt sich durch geduldige gemeinsame Arbeit der Gelehrten aus den Religionen ein jeweils aus den Ursprungsdokumenten legitimates Weltethos etwa im Sinne der Menschenrechte formulieren. Solche allgemeinen Dokumente können als Appellationsinstanz für verfolgte Basisgruppen in den jeweiligen Ländern sehr wichtig sein!

Aber der verbale Konsens über ein ausgewogen formuliertes Weltethos genügt noch nicht, und das vor allem aus zwei Gründen:

1. Allgemeine verantwortungsethische Sätze werden, wenn sie gesellschaftliche Bedeutung bekommen, im Rahmen von Machtinteressen interpretiert. Die Ethik einer Religion ist immer gebrochen durch die sozialen Strukturen, in denen sie wirksam wird. Deshalb müssen diese Strukturen mitbedacht werden.

2. Erst im Rahmen einer unbedingten Begründung, also einer religiösen Legitimation, die die Stellung des Subjekts, das ein bestimmtes Ethos formuliert, mitreflektiert, findet die Formulierung eines Weltethos ihre hermeneutische Grundlage. Damit ist aber das gesamte Selbst-, Welt- und Heilsverständnis einer Religion angesprochen.

Von interreligiösem Verstehen können wir demnach nur sprechen, wenn die ökonomischen, ökologischen, politischen und psychologischen Aspekte der Kommunikation zwischen sozialen Gruppen und Völkern als konstitutiv für den Verstehensprozess erkannt werden.

Das bedeutet, dass die Formulierung eines Weltethos über jeden Verdacht erhaben sein muss, den status quo zu zementieren, der vielleicht aus europäischer, amerikanischer oder japanischer Perspektive ganz erhaltenswert erscheint, nicht aber aus lateinamerikanischer, afrikanischer oder südasiatischer. Auch heutiges interreligiöses Verstehen ist kein herrschaftsfreier Diskurs. Die Glaubwürdigkeit des Redens von interreligiöser Harmonie hängt daran, dass die beteiligten Partner bereit sind, die anderen gelten zu lassen sowie Macht zu teilen.

POLITIK DES INTERRELIGIÖSEN DIALOGS

Das bedeutet für den interreligiösen Dialog:

1. Er ist abhängig davon, dass sich die Partner gegenseitig als Quellen von Erkenntnis betrachten lernen. Bloße Toleranz im Sinne des gleichgültigen Geltenlassens genügt nicht. Ich muss mich auf die Andersartigkeit des Anderen einlassen und den Ausdruck der Würde des anderen Menschen bzw. der anderen Kultur nicht nur in der Ähnlichkeit zum Eigenen, sondern gerade durch die Andersartigkeit der anderen Kultur und Religion akzeptieren können.

2. Mir scheint nun aber eben auch, dass dazu gehört, die letztgültigen Ziele, Hoffnungen und Erwartungen einer anderen Religion als möglicherweise gültig anzunehmen. Wenn ich den anderen nur in seinem weltlichen Bezug ernst nehme, verfehle ich gerade sein Tiefstes, seine eigentliche Motivation und Lebensmitte. Die aber ist Gott oder das Transzendente. Behaupte ich, dass nur mein eigener Weg, meine Religion, mein Dogma zum Leben in seiner letztgültigen Dimension, zum Heil also, taugt, spreche ich dem Anderen letztlich doch seine Würde ab. Denn die Würde kann nicht nur an ein abstraktes Menschsein gebunden werden, sie muss sich prinzipiell auch auf die kulturellen und religiösen Ausdrucksformen des Menschseins beziehen können, denn in diesen Ausdrucksformen äußert der Mensch sein schöpferisches Inneres. Voraussetzung für einen wirklichen Dialog ist also, dass ich es für möglich halte, dass der andere durch seine Religion zum Heil gelangen kann.

3. Das ist zwar eine prinzipielle Voraussetzung, die aber nicht besagt, dass nicht um die Wahrheit gestritten werden muss und darf. Im Gegenteil: Wo wir einander ernst nehmen, schulden wir auch einander die ungeteilte Wahrhaftigkeit. Das Leben ist komplex, Einsichten sind es auch. Daraus folgen Widersprüche um das Erkennen und das Handeln. Das rational nachvollziehbare und konsistente Argument muss gelten, wo es um die Austragung von Differenzen geht. Alle Religionen und Kulturen müssen anerkennen, dass Argumente zählen und ernst genommen werden, von wem sie auch kommen. Nur dann kann eine produktive Streitkultur entstehen, die bitter nötig ist. Denn sie allein kann Probleme lösen und gleichzeitig die Versuchung zur gewaltsamen Verdrängung des je Anderen verhindern.

4. Wenn das, was wir oben zur Identitätsbildung und Überwindung von Angst sagten, richtig ist, so ist Dialog unmittelbar abhängig von gerechten wirtschaftlichen Beziehungen zwischen armen und reichen Völkern. Denn diese Gerechtigkeit ist Voraussetzung dafür, dass eine Seite nicht auf Kosten der anderen lebt und sich – kulturell – ihre Identität durch Verdammung des anderen erwirbt.

Wir brauchen zum Dialog eine Geisteshaltung, die das Vorläufige aller menschlichen Erkenntnis ertragen und mit Gelassenheit sich selbst und anderen gegenüber Fragen stellen und zuhören kann. Mir scheint, dass eine solche Geisteshaltung, die die eigene Tradition dankbar als Grund und Nährboden annimmt, aber nicht zur Ausschließlichkeit stilisiert und damit aus sich selbst einen Götzen macht, dass eine solche Haltung in den sogenannten mystischen Traditionen der Religionen angetroffen werden kann. Denn alle echten mystischen Erfahrungen weisen über jede abgegrenzte Wirklichkeitserfahrung hinaus. Sie sind demzufolge inklusiv - sie „umarmen“ den anderen, insofern er oder sie anders ist, ohne dass dadurch die jeweils eigene Identität bedroht würde. Dies ist möglich, in mystischen Erfahrungen der Zwang zur Ich-Stabilisierung durch Identitätsstreben aufhört, da die Identitätsgewissheit als an-kommende Gabe oder Gnade erfahren wird. Der Mystiker ist also deshalb so fröhlich, heiter und gelassen, weil er in allem die Präsenz Gottes/des Absoluten wahrnimmt, so dass

ihn die Andersartigkeit des Anderen bereichert, nicht aber Abwehrmechanismen oder Konversionsgelüste aktiviert.

Ich behaupte, dass ohne eine Kultivierung dieser Geisteshaltung - wiederum auf sehr vielgestaltigen Wegen - keine umfassende interreligiöse Verständigung oder gar Praxis der Einheit der Menschheit erreicht werden kann.

ANMERKUNGEN

¹ Dies findet Widerhall in Freuds Begriff vom „Narzißmus der kleinen Differenzen“. (Den Hinweis verdanke ich Werner Huth, München.) Deshalb die Vehemenz der Familienkonflikte, die auch auf kollektiver Ebene zum Tragen kommen, z.B. in der Auseinandersetzung zwischen den „familienähnlichen“ Religionen Judentum, Christentum und Islam.

² Man kann die Probe aufs Exempel machen: Begegnet ein Europäer auf irgendeiner pazifischen Insel einem anderen Europäer, wird er Verwandtschaft, d.h. Ähnlichkeit, wahrnehmen und den anderen als Ähnlichen begrüßen, d.h. als Europäer ansprechen. Er würde dies aber kaum in einem Zusammenhang tun, in dem ohnehin alle Europäer sind, sondern in diesem Fall würde er das Deutsche oder vielmehr den bayerischen Dialekt heraus hören und sich dadurch identifizieren.

³ Die Erfahrung von Menschen unterschiedlicher Religionszugehörigkeit in der ehemaligen Sowjetunion und in China ist dafür ein beredtes Beispiel.

Gaby Straßburger, geboren 1963 in Geisenfeld, hat am Rhabanus Maurus Gymnasium in St. Ottilien ihr Abitur gemacht, in Bamberg, Ankara und Amman (Jordanien) studiert und das Studium 1994 als Diplom-Orientalistin in Bamberg abgeschlossen. Im Jahr 2002 hat sie in Osnabrück am Institut für Migrationsforschung und Interkulturelle Studien mit der jetzt preisgekrönten Arbeit „summa cum laude“ promoviert. Sie spricht Türkisch, Englisch, Niederländisch, Französisch und Arabisch und ist seit Juli 2001 wissenschaftliche Mitarbeiterin an einem vom Bundesministerium für Familie, Senioren, Frauen und Jugend finanzierten Projekt über die „Lebenssituation ausländischer Mädchen und junger Frauen sowie junger Aussiedlerinnen“ an der Universität Essen. Gaby Straßburger war in Bamberg auch sozial und politisch engagiert. Sie war u. a. dort Vorsitzende der Arbeitsgemeinschaft Sozialdemokratischer Frauen, ihre soziale Tätigkeit brachte sie mit Problemen der sozialpädagogischen Betreuung von Arbeitslosen, mit der psychosozialen Beratung von Suchtkranken und mit der Organisation von Kinderbetreuung in Verbindung.

BEWERBUNGEN 2002

Bei der Ausschreibung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2002 waren fristgerecht bis zum 30. September 2001 28 Arbeiten von Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftlern 21 deutscher Hochschulen eingegangen, die den Bewerbungskriterien entsprachen: Magister-, Staatsexamens- oder Diplomarbeiten bzw. Dissertationen oder Habilitationsschriften also, deren Fragestellung sich im Kontext des Themas „Interkulturelle Wirklichkeit in Deutschland: Fragen und Antworten auf dem Weg zur offenen Gesellschaft“ bewegen. Konkret befassen sich die eingereichten Arbeiten mit folgenden Themen:

- Die Verantwortung des Staates für 'illegale' Migranten. Empirische Ausgangslage, sozialetische Begründung und politische Konsequenzen. (Jörg Alt, Hochschule für Philosophie, München)
- Migration, Religion, Integration (Dr. habil. Martin Baumann, Universität Hannover)
- Auf der Suche nach dem interkulturellen Potential. Fremd-, Eigen- und Universalbilder im Horizont deutscher und griechischer Migrationsliteratur. (Dr. Aglaia Blioumi, Freie Universität Berlin)
- Grundlagen einer interkulturellen Ethik. Perspektiven der transzendentalen Kulturphilosophie Heinrich Rickerts. (Eike Bohlken, Philipps-Universität Marburg)
- Kontrastive Untersuchungen zu deutschen und neugriechischen Phraseologismen mit animalistischer Lexik. (Dr. Marios Chrisou, Universität Essen)
- Vom Ausländer zum Bürger. Die Einwirkung der Immigrantenvölkerung auf die Problematik der politischen Integration moderner Gesellschaften am Beispiel Deutschland, Frankreich und der Schweiz. (Dr. Gianni D'Amato, Universität Potsdam)
- Kulturkompetenz – Ein Beitrag zur Translationsdidaktik. (Jani-na Gatzky, Universität Leipzig)
- Religionspädagogik in plurarer Gesellschaft. Eine Auseinandersetzung mit dem 'Hamburger Modell'. (Carmen Grewe, Universität Essen)
- Kulturelle Identitäten von MigrantInnen und die Multikulturalismus-Debatte. Ethnizität und Differenz im postkolonialen Diskurs. (Kien Nghi Ha, Freie Universität Berlin)
- Der Weg zur Weltethos-Erklärung des Parlaments der Weltreligionen von 1993. (Dr. Christel Hasselmann, Universität Hannover)
- Migranten – Patienten zweiter Klasse? Zur Kommunikation zwischen Ärzten und Migranten in der stationären Versorgung. (Ina Horsak, Universität Erlangen-Nürnberg)
- Spannungsreiche Subjektkonstruktionen. Eine rekonstruktive Analyse von Bildungsbiografien aufstiegsorientierter Migranten. (Merle Hummrich, Johannes-Gutenberg Universität Mainz)
- Illegalisierung von Ausländern in Deutschland und Frankreich. Historisch-systematische Analyse der Entwicklung des Nationalstaatsverständnisses und dessen Bedeutung beim Umgang mit Ausländern ohne regulären Aufenthaltsstatus. (Dagmar Hunold, Technische Universität Dresden)
- Medizinethische Aspekte des muslimischen Krankheitsverständnisses in einer wertpluralen Gesellschaft. (Dr. Ilhan Ilkic, Ruhr-Universität Bochum)

- Muslimisches Zentrum in München. (Regina Kallmayer/Jürgen Odzuck, Technische Universität München)
- Bildungsstile und Kontrollorientierung bei deutschen und ugandischen Jugendlichen. (Elisabeth Kley, Universität Konstanz)
- Untersuchung des Eigenen und Fremden im Rahmen nationaler Wiedervereinigungsprozesse. (Ellen Kneehans, Universität Leipzig)
- Strategien der Interkulturellen Kulturarbeit. (Christine Köhl, Universität Heidelberg)
- Soziale Identität und Akkulturation. Eine empirische Gegenüberstellung von Tajfel's sozialer Identitätstheorie und Berry's Akkulturationstheorie. (Gabriele Mouty, Universität des Saarlandes)
- Ethnizität und Raum im Aufstiegsprozeß. Eine migrationssoziologisch-sozialgeographische Untersuchung zum Bildungsaufstieg in der zweiten türkischen Migrantengeneration (Andreas Pott, Universität Osnabrück)
- Bipolare Kulturstandardpaare im deutsch-tschechischen Kulturvergleich der Wirtschaftskooperation. (Dr. Sylvia Schroll-Machl, Universität Regensburg)
- Afrika im Schatten der Aufklärung: Das Afrikabild bei Immanuel Kant und Johann Gottfried Herder. (Wolbert G. C. Smidt, Freie Universität Berlin)
- Heiratsverhalten und Partnerwahl im Einwanderungskontext: Eheschließungen der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft. (Dr. Gaby Straßburger, Universität Osnabrück)
- Bildnerische Arbeit mit brasilianischen Straßenkindern – Kunstpädagogik im Vergleich. (Linda Strelow, Ludwig-Maximilians-Universität München)

- Ziele und Instrumente einer Migrationspolitik für Deutschland. (Sopna Sury, Private Universität Witten/Herdecke)
- Qualitätsstandards in der interkulturellen sozialen Arbeit. (Franziska Lucia Szoldatits, Fachhochschule München)
- Islam in der Schule. Interkulturelle und interreligiöse Konfliktpotentiale und Lösungsansätze im deutsch-französischen Vergleich. (Claudia Vortmann, Universität des Saarlandes)
- Wahrnehmungen interkulturellen Unterrichts. Empirische Untersuchungen zu pädagogischen Überzeugungen, unterrichtlichen Bedingungen, Schülerkognitionen und -verhaltensweisen. (Dr. habil. Paul Walter, Humboldt Universität zu Berlin)

Alle, die sich an der Ausschreibung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2002 beteiligt hatten, wurden zur Preisverleihung, die am 14. Mai 2002 im Rathaus der Stadt Augsburg stattfand, eingeladen. Mit dem Einverständnis der Autorinnen und Autoren wird von allen eingereichten Arbeiten ein Exemplar an der Universität Augsburg aufbewahrt und auf diese Weise eine Bibliothek mit aktueller Forschungsliteratur zur interkulturellen Wirklichkeit aufgebaut.

Augsburger Universitätsreden

Gesamtverzeichnis

Augsburger Universitätsreden

Gesamtverzeichnis

- 1 • Helmuth Kittel:** 50 Jahre Religionspädagogik – Erlebnisse und Erfahrungen. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät I am 22. Juni 1983, Augsburg 1983
- 2 • Helmut Zeddies:** Luther, Staat und Kirche. Das Lutherjahr 1983 in der DDR, Augsburg 1984
- 3 • Hochschulpolitik und Wissenschaftskonzeption bei der Gründung der Universität Augsburg.** Ansprachen anlässlich der Feier des 65. Geburtstages des Augsburger Gründungspräsidenten Prof. Dr. Louis Perri-don am 25. Januar 1984, Augsburg 1984
- 4 • Bruno Bushart:** Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät II am 7. Dezember 1983, Augsburg 1985
- 5 • Ruggero J. Aldisert:** Grenzlinien: Die Schranken zulässiger richterlicher Rechtsschöpfung in Amerika. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Juristische Fakultät am 7. November 1984, Augsburg 1985
- 6 • Kanada-Studien in Augsburg.** Vorträge und Ansprachen anlässlich der Eröffnung des Instituts für Kanada-Studien am 4. Dezember 1985, Augsburg 1986
- 7 • Theodor Eschenburg:** Anfänge der Politikwissenschaft und des Schulfaches Politik in Deutschland seit 1945. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät I am 16. Juli 1985, Augsburg 1986
- 8 • Lothar Collatz:** Geometrische Ornamente. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Naturwissenschaftliche Fakultät am 12. November 1985, Augsburg 1986
- 9 • in memoriam Jürgen Schäfer.** Ansprachen anlässlich der Trauerfeier für Prof. Dr. Jürgen Schäfer am 4. Juni 1986, Augsburg 1986

10 • Franz Klein: Unstetes Steuerrecht – Unternehmerdisposition im Spannungsfeld von Gesetzgebung, Verwaltung und Rechtsprechung. Vortrag und Ansprachen anlässlich des Besuchs des Präsidenten des Bundesfinanzhofs am 9. Dezember 1985, Augsburg 1987

11 • Paul Raabe: Die Bibliothek und die alten Bücher. Über das Erhalten, Erschließen und Erforschen historischer Bestände, Augsburg 1988

12 • Hans Maier: Vertrauen als politische Kategorie. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosophische Fakultät I am 7. Juni 1988, Augsburg 1988

13 • Walther L. Bernecker: Schmuggel. Illegale Handelspraktiken im Mexiko des 19. Jahrhunderts. Festvortrag anlässlich der zweiten Verleihung des Augsburger Universitätspreises für Spanien- und Lateinamerikastudien am 17. Mai 1988, Augsburg 1988

14 • Karl Böck: Die Änderung des Bayerischen Konkordats von 1968. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Katholisch-Theologische Fakultät am 17. Februar 1989, Augsburg 1989

15 • Hans Vilmar Geppert: „Perfect Perfect“. Das kodierte Kind in Werbung und Kurzgeschichte. Vortrag anlässlich des Augsburger Mansfield-Symposiums im Juni 1988 zum 100. Geburtstag von Katherine Mansfield, Augsburg 1989

16 • Jean-Marie Cardinal Lustiger: Die Neuheit Christi und die Postmoderne. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Katholisch-Theologische Fakultät am 17. November 1989, Augsburg 1990

17 • Klaus Mainzer: Aufgaben und Ziele der Wissenschaftsphilosophie. Vortrag anlässlich der Eröffnung des Instituts für Philosophie am 20. November 1989, Augsburg 1990

18 • Georges-Henri Soutou: Deutsche Einheit – Europäische Einigung. Französische Perspektiven. Festvortrag anlässlich der 20-Jahr-Feier der Universität am 20. Juli 1990, Augsburg 1990

19 • Josef Becker: Deutsche Wege zur nationalen Einheit. Historisch-politische Überlegungen zum 3. Oktober 1990, Augsburg 1990

20 • Louis Carlen: Kaspar Jodok von Stockalper. Großunternehmer im 17. Jahrhundert, Augsburg 1991

21 • Mircea Dinescu – Lyrik, Revolution und das neue Europa. Ansprachen und Texte anlässlich der Verleihung der Akademischen Ehrenbürgerwürde der Universität Augsburg, hg. v. Ioan Constantinescu und Henning Krauß, Augsburg 1991

22 • M. Immolata Wetter: Maria Ward – Missverständnisse und Klärung. Vortrag anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Katholisch-Theologische Fakultät am 19. Februar 1993, Augsburg 1993

23 • Wirtschaft in Wissenschaft und Literatur. Drei Perspektiven aus historischer und literaturwissenschaftlicher Sicht von Johannes Burkhardt, Helmut Koopmann und Henning Krauß, Augsburg 1993

24 • Walther Busse von Colbe: Managementkontrolle durch Rechnungslegungspflichten. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Wirtschafts- und Sozialwissenschaftliche Fakultät am 12. Januar 1994, Augsburg 1994

25 • John G. H. Halstead: Kanadas Rolle in einer sich wandelnden Welt. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Philosoph. Fakultät I am 22. Februar 1994, Augsburg 1994

26 • Christian Virchow: Medizinhistorisches um den „Zauberberg“. „Das gläserne Angebinde“ und ein pneumologisches Nachspiel. Gastvortrag an der Universität Augsburg am 22. Juni 1992, Augsburg 1995

27 • Jürgen Mittelstraß, Tilman Steiner: Wissenschaft verstehen. Ein Dialog in der Reihe „Forum Wissenschaft“ am 8. Februar 1996 an der Universität Augsburg, Augsburg 1996

28 • Jochen Brüning: Wissenschaft und Öffentlichkeit. Festvortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrensensorenwürde der Universität Augsburg an Ministerialdirigenten a. D. Dietrich Bächler im Rahmen der Eröffnung der Tage der Forschung am 20. November 1995, Augsburg 1996

29 • Harald Weinrich: Ehrensache Höflichkeit. Vortrag anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde der Philosophischen Fakultät II der Universität Augsburg am 11. Mai 1995, Augsburg 1996

30 • Leben und Werk von Friedrich G. Friedmann: Drei Vorträge von Prof. Dr. Manfred Hinz, Herbert Ammon und Dr. Adam Zak SJ im Rahmen eines Symposiums der Jüdischen Kulturwochen 1995 am 16. November 1995 an der Universität Augsburg, Augsburg 1997

31 • Erhard Blum: Der Lehrer im Judentum. Vortrag und Ansprachen zum 70. Geburtstag von Prof. Dr. Johannes Hampel bei einer Feierstunde am 12. Dezember 1995, Augsburg 1997

32 • Haruo Nishihara: Die Idee des Lebens im japanischen Strafrechtsdenken. Vortrag und Ansprachen anlässlich der Verleihung der Ehrendoktorwürde durch die Juristische Fakultät der Universität Augsburg am 2. Juli 1996, Augsburg 1997

33 • Informatik an der Universität Augsburg. Vorträge und Ansprachen anlässlich der Eröffnung des Instituts für Informatik am 26. November 1996, Augsburg 1998

34 • Hans Albrecht Hartmann: „... und ich lache mit – und sterbe“. Eine lyrische Hommage à Harry Heine (1797–1856). Festvortrag am Tag der Universität 1997, Augsburg 1998

35 • Wilfried Bottke: Hochschulreform mit gutem Grund? Ein Diskussionsbeitrag, Augsburg 1998

36 • Nationale Grenzen können niemals Grenzen der Gerechtigkeit sein. Ansprachen und Reden anlässlich der erstmaligen Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien, Augsburg, 1998

37 • Hans Albrecht Hartmann: Wirtschaft und Werte – eine menschheitsgeschichtliche Mésaillance. Festvortrag und Ansprachen anlässlich der Feier zum 65. Geburtstag von Prof. Dr. Reinhard Blum am 3. November 1998, Augsburg 1998

38 • Informations- und Kommunikationstechnik (IuK) als fachübergreifende Aufgabe. Ansprachen und Vorträge anlässlich der Eröffnung des Instituts für Interdisziplinäre Informatik am 27. November 1998, Augsburg 1999

39 • Jongleurinnen und Seiltänzerinnen. Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 1999 an Dr. Encarnación Rodríguez, Augsburg 2000

40 • Wilfried Bottke: Was und wozu ist das Amt eines Rektors der Universität Augsburg? Rede aus Anlass der Amtsübernahme am 3. November 1999, Augsburg 2000

41 • Wirtschaftswissenschaft in gesellschaftlicher Verantwortung. Ansprachen und Vorträge anlässlich eines Symposiums zum 70. Geburtstag von Prof. em. Dr. Heinz Lampert am 11. Juli 2000, Augsburg 2001

42 • Religiöse Orientierungen und Erziehungsvorstellungen. Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2000 an Dr. Yasemin Karakasoglu-Aydin, Augsburg, 2001

43 • Die Dichter und das Wallis. Akademische Gedenkfeier zum Tode von Kurt Bösch (09.07.1907 – 15.07.2000), Augsburg, 2001

44 • „Das Amt des Kanzlers wird schwierig bleiben“. Grußworte und Ansprachen anlässlich der Verabschiedung von Kanzler Dr. Dieter Köhler am 26. April 2001. Mit einem Festvortrag über „Umweltschutz im freien Markt“ von Prof. Dr. Reiner Schmidt, Augsburg, 2001

45 • Zu Gast in Südafrika. Reden und Vorträge anlässlich des Besuches einer Delegation der Universität Augsburg an der Randse Afrikaanse Universiteit am 5. März 2001, Augsburg, 2002

46 • Integration und kulturelle Identität zugewanderter Minderheiten. Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2001 an Prof. Dr. Christine Langenfeld, Augsburg 2002

47 • Dreißeig Jahre Juristische Fakultät der Universität Augsburg. Reden und Vorträge anlässlich der Jubiläumsfeier und der Verleihung der Ehrendoktorwürde an Prof. Dr. Peter Lerche am 30. November 2001, Augsburg 2002

48 • Über Grenzen von Recht und von Juristen. Abschiedsvorlesung und Reden anlässlich der Verabschiedung von Prof. Dr. Wilhelm Dütz am 17. Januar 2002, Augsburg 2002

49 • Zeitdiagnose und praktisch-philosophische Reflexion. Abschiedsvorlesung am 18. Juli 2001 von Theo Stammen und Antrittsvorlesung am 23. Oktober 2001 von Eva Matthes, Augsburg 2002

50 • Heiratsverhalten und Partnerwahl im Einwanderungskontext: Eheschließungen der zweiten Migrantengeneration türkischer Herkunft. Ansprachen und Materialien zur Verleihung des Augsburger Wissenschaftspreises für Interkulturelle Studien 2002 an Dr. Gaby Straßburger. Mit einem Festvortrag von Prof. Dr. Michael von Brück zum Thema „Kulturen im Kampf oder im Dialog?“, Augsburg 2003

ISSN 0939-7604